



Jahresbericht 2011/2012

Emil-Frank-Institut
an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier



Jahresbericht 2011/2012

Emil-Frank-Institut

an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier

Impressum:

Herausgeber: Reinhold Bohlen,
Redaktion: René Richtscheid
Gestaltung: Eugen Reiter
Druck: Druck- und Medienservice
F.-J. Weyand, Butzweiler

Fotonachweis:

Archiv Emil-Frank-Institut: Seite Titel, 3, 6, 7, 8, 35, 36, 39, 46
Bollig, Marlene und Walter, Trittenheim: Seite 21
Conen, Marie-Luise, Berlin: Seite 5
Haar, Joan, New York: Seite 12, 15, 17
Kahn, Walter, USA: Seite 29,
Kluth, Gerhard W., Lieser: Seite 44
Schmitt, Christoph, Trittenheim/Calw: Seite 27
Staub, Maximilian, Saarbrücken: Seite Titel, 31, 32, 33, 34
Trautmann, Patrik, Trier: Seite 41

Fotos der Titelseite:

- Maimonidesstatue in Cordoba (links)
- Michael Cahn mit Großvater Emil Frank und dessen Schwester Clementine in Utica
- Michael Cahn vor dem Bildnis Emil Franks im Institut

Foto Rückseite:

- Eingang des Institutsgebäudes



Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde und Förderer unseres Instituts,

unser nunmehr 8. „Jahresbericht“ liegt vor Ihnen. Darin möchten wir Ihnen die Aktivitäten des Emil-Frank-Instituts an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier mit Sitz in Wittlich in den beiden zurückliegenden Jahren vorstellen. In einer repräsentativen Auswahl finden Sie Kurzberichte über Veranstaltungen, Forschungen und Publikationen unseres Hauses wie auch umfänglichere thematische Beiträge von bleibendem Wert.



Dankbar dürfen wir in dieser Ausgabe von bewegenden Begegnungen berichten, etwa von dem Besuch des einzigen Enkels Emil Franks, Dr. Michael Cahn, der erstmals in der Stadt Wittlich und in dem Haus weilte, das den Namen seines Großvaters trägt. Bei seinem Abschied meinte der 74-Jährige, der sich bislang nicht hatte vorstellen können, jemals die Stadt zu besuchen, aus der seine Vorfahren vertrieben worden waren: „Ich hätte schon viel früher kommen sollen!“ In unserem Gästebuch trugen seine Frau Hilda und er ein: „Wir sind sehr beeindruckt über den Zustand der Synagoge, die Erinnerungsarbeit speziell in Bezug auf Emil Frank und die weiteren Tätigkeiten des Institutes im Sinne mitmenschlicher Verständigung.“

Wir hoffen inständig, auch weiterhin in diesem Sinne wirken zu können. Doch leider müssen wir mit schweren finanziellen Sorgen in die Zukunft blicken. Die Stiftung Stadt Wittlich, die seit der Gründung des Emil-Frank-Instituts im Jahre 1997 in vorbildlicher Weise dessen Domizil und Sachausstattung finanziert hat, wird dieses Engagement – schon im Jahr 2013 – gezwungenermaßen drastisch zurückfahren, weil sich die Erträge des Stiftungsvermögens aufgrund der allgemeinen Zinsentwicklung dramatisch verringert haben. Die Existenz des Instituts in Wittlich steht damit in Frage.

Deshalb erlaube ich mir, Sie – zum ersten Mal im Editorial eines Jahresberichtes – um Ihre finanzielle Hilfe zu bitten, damit das Emil-Frank-Institut auch in Zukunft seine segensreiche Aufgabe wahrnehmen kann. Ein Überweisungsträger liegt dem Heft bei.

Sie alle, die Sie uns ideell und finanziell unterstützen, versichere ich meines aufrichtigen Dankes.

Herzlich
Ihr

Reinhold Bohlen

Prof. Dr. Reinhold Bohlen
Direktor des Emil-Frank-Instituts

Aus dem
Institut

Regional

Dialog

Judentum

Israel

Gedenken



Inhalt

Aus dem Institut	5
Kontakte zu Nachfahren ehemaliger Wittlicher Juden	5
Institutsbibliothek und Datenbanken	8
Neuerscheinungen in der Schriftenreihe des Instituts	9
Regional	12
Die Geschichte der deutsch-jüdischen Familie Glückauf	12
550. Geburtstag von Johannes Trithemius	21
Dialog	28
Altvertrautes – neu entdeckt	28
Christlich-jüdisch-muslimischer Dialog	30
Judentum	35
Studienfahrt nach Essen	35
Judentum und Weihnachten	37
Israel	40
Filme erzählen jüdisches Leben	40
Pilgerreisen „all inclusive“	41
Gedenken	42
Zum Gedenken an den Beginn der Deportation von Juden aus der Region	42
Ehrung für eine Überlebende	44
Anhang	46
Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts	46
Der Förderkreis	47



Kontakte zu Nachfahren ehemaliger Wittlicher Juden

Immer wieder sind im Emil-Frank-Institut Nachkommen von aus Wittlich stammenden Juden zu Gast. Auch in den zurückliegenden Monaten kam es erfreulicherweise wieder zu eindrucksvollen Begegnungen.

So besuchten im November 2011 Farley und Allen Kaufmann aus Minneapolis mit ihren Familien Wittlich und Lösnich. Ihre Großeltern Eduard und Sibilla Kaufmann waren 1926 von dem Moseldorf nach Wittlich in die Tiergartenstraße gezogen.¹ Sie führten eine kleine Sattlerwerkstatt und litten – wie viele andere Juden und Nichtjuden – unter der Wirtschaftskrise. Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wurde die Situation für sie und ihre Kinder Kurt und Ilse immer schwieriger. Sie gehörten zu den letzten Wittlicher Juden, die am 10. November 1938 die Zerstörung der Synagoge sowie ihres Wohnhauses miterleben mussten, danach tauchten sie in der Anonymität der Großstadt Köln ab. Ende 1941 wurde die Familie in die Ghettos nach Lodz und Riga deportiert, später in verschiedene Arbeits- und Konzentrationslager weiter verbracht. Der Vater Eduard wurde 1942 in Lodz, Mutter Sibilla 1944 in Auschwitz ermordet. Kurt und Ilse überlebten, zuletzt waren sie im Konzentrationslager Stutthof. Ilse, die erst nach langem Krankenhausaufenthalt und einer Amputation ihres während des Todesmarsches erfrorenen Beines wieder einigermaßen zu Kräften kam, hat die schrecklichen Erfahrungen nie überwunden. Ihr Bruder Kurt fand sie nach dem Krieg und gemeinsam hielten sie sich noch einige Zeit in Deutschland, auch in Wittlich auf, bevor sie dann 1948 in die USA emigrierten.

Eben jener Kurt Kaufmann brachte übrigens das erhaltene Fragment einer Wittlicher Torarolle nach dem Novemberpogrom in Sicherheit. Es wurde in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts im ehemaligen Anwesen der Familie gefunden. Für seine Söhne Farley und Allen war es während des Besuches im ehemaligen Wohnhaus der Familie sowie im Emil-Frank-Institut und in der Kultur- und Gedenkstätte Synagoge vor allem wichtig zu sehen, dass das furchtbare Schicksal ihres Vaters, ihrer Tante und ihrer Großeltern in Wittlich aufgearbeitet wird und das von Kurt in Sicherheit gebrachte Torarollenfragment einen gebührenden Platz in der Ausstellung in der ehemaligen Synagoge erhalten hat.



Allan (rechts), Farley (2. von links) und Evan Kaufmann (3. von links) sowie mitgereiste Familienangehörige bei ihrem Besuch in Wittlich im November 2011.



Silvia und Carlos Sänger (linke Seite) bei ihrem Besuch in der Institutsbibliothek.

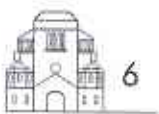
Die Tatsache, dass der Sohn von Farley Kaufmann, Evan, inzwischen die Deutsche Staatsbürgerschaft angenommen und für die Deutsche Eishockey-nationalmannschaft einige Länderspiele absolviert hat, führte zu einem internationalen Medienauflauf in Wittlich. Anlässlich des ersten Landerspiels von Evan begaben sich im Februar des Jahres 2012 auch Sportreporter Jere Longman und Fotograf Ian Willms für einen Artikel der Sonntagsausgabe der renommierten New York Times nach Wittlich. Kurz darauf folgte ihnen ein Aufnahmeteam vom größten amerikanischen Sportsender ESPN für eine 15-minütige Sendung mit Moderator Jeremy Schaap und Aufnahmeleiter Markus Steiner.

In Kooperation mit Herrn Franz-Josef Schmit vom Arbeitskreis „Jüdische Gemeinde Wittlich“ wurde auch der Besuch von Carlos und Silvia Sänger aus Argentinien am 27., 28. und 29. Mai 2012 in Wittlich und Umgebung geplant. Carlos' Vater, der 1901 in Wittlich geborene Jurist Paul Sänger, hatte zunächst im Haus der Familie in der Triererstrasse 4

gewohnt.² Später wirkte er als Staatsanwalt in Oberschlesien und emigrierte 1938 mit seiner Frau Gertrud nach Argentinien, wo sie sich in der Pampa muhlsam eine neue Existenz aufbauen mussten.

Die tiefsten Eindrücke hinterließ bei Carlos Sänger, der im Großraum Buenos Aires wohnt, der Besuch auf dem Friedhof. Dort liegen seine Großeltern Eugen und Bertha sowie weitere Verwandte begraben, unter anderem fand seine Großtante Emma Mendel 1941 als letzte Wittlicher Jüdin dort ihre letzte Ruhestätte.

Während einer Europareise im Mai 2012 hielten sich schließlich auch Dr. Michael Cahn mit seiner Frau Hilda aus Port Ludlow, WA (USA), in der Heimatstadt seiner Vorfahren auf. Michael Cahn ist der einzige Enkel des langjährigen Vorstehers der Synagogengemeinde Wittlich, Emil Frank, und besuchte nun erstmals Wittlich sowie das Haus, in dem das nach seinem Großvater benannte Institut eingerichtet ist. Besonders überwältigt waren er und seine Frau von der architektonisch-künstlerischen



Schönheit des Synagogengebäudes, das unter der Mitverantwortung von Isaak Frank, Michael Cahns Urgroßvater, erbaut worden war. Sehr emotional und bewegend verliefen die Besuche im von Isaak Frank erworbenen Wohnhaus der Familie am Marktplatz und auf dem jüdischen Friedhof, wo drei Generationen der Familie ihre letzte Ruhestätte fanden.³

Zum Austausch von Erinnerungen, Fotos und Dokumenten gab es an beiden Tagen ausreichend Gelegenheit im Institut. Die Gespräche konnten bei einem Besuch im Stadthaus und bei einer Abendveranstaltung in der ehemaligen Wittlicher Synagoge mit zahlreichen Zuhörern fortgesetzt werden. Bei seinem Abschied meinte Dr. Cahn, der sich bislang nicht hatte vorstellen können, jemals die Stadt zu besuchen, aus der seine Vorfahren vertrieben worden waren: „Ich hätte schon viel früher kommen sollen!“ Im Gästebuch des Emil-Frank-Instituts trugen seine Frau und er ein: „Wir sind sehr beeindruckt über den Zustand der Synagoge, die Erinnerungsarbeit speziell in Bezug auf Emil Frank und die weiteren Tätigkeiten des Institutes im Sinne mitmenschlicher Verständigung.“

1 Zum weiteren Schicksal der Familie Kaufmann in der NS-Zeit vgl. René RICHTSCHEID, Evan Kaufmann: Beginn der Karriere eines Nachfahren von Juden aus der Region, in: Kreisjahrbuch Bernkastel-Wittlich 2013, S. 284–86.

2 Zu Paul Sänger vgl. die in Vorbereitung befindliche Studie von Franz-Josef SCHMIT, Jüdische Juristen aus Wittlich, sie erscheint voraussichtlich 2013 in den Schriften des Emil-Frank-Instituts.

3 Zum Schicksal insbesondere Emil-Franks sei auf den Film von



Michael und Hilda Cahn (sitzend) beim Eintrag in das Gästebuch des Instituts.

Ursula Junk, „Es war ein Stück von seinem Herzen ...“ verwiesen. In diesem am 8. März 1992 vom WDR ausgestrahlten Film setzt sich die aus Wittlich stammende Journalistin, angeregt durch einen ererbten Schrank, mit dem Schicksal seines vormaligen Besitzers, Emil Frank, auseinander. 20 Jahre nach der Erstaussstrahlung präsentierte das Institut den Film nochmals öffentlich in der ehemaligen Wittlicher Synagoge und erwarb auch für eine begrenzte Zeit die Rechte an dem Film. Er kann noch bis zum Schuljahresende von Schulklassen entliehen und im Unterricht eingesetzt werden.

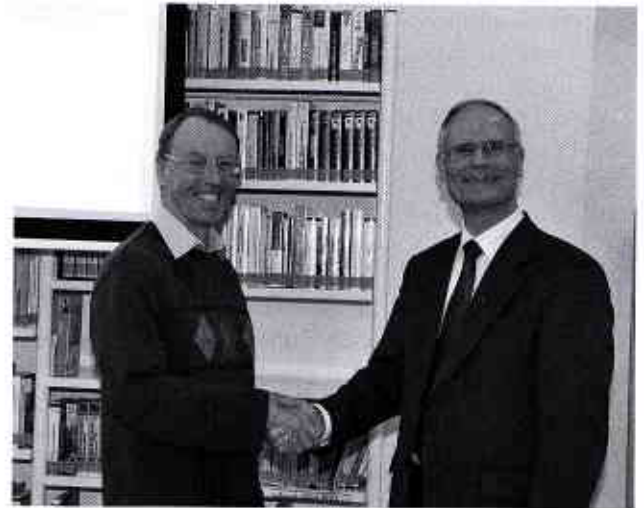


Institutsbibliothek und Datenbanken

Seit Dezember 2011 steht die „Bibliographische Datenbank zur Geschichte der Juden in den ehemaligen Kreisen Bernkastel und Wittlich“ zur Recherche in der Institutsbibliothek und online zur Verfügung. Die Datenbank verzeichnet alle einschlägigen Publikationen, die seit 1900 erschienen sind, weist sie nach und ermöglicht kombinierte Suchanfragen. Nachdem die im Jahre 2000 als Band 3 der „Schriften des Emil-Frank-Instituts“ erschienene Druckausgabe der Bibliographie von Alexander Raskin dringend weitergeführt werden musste, haben wir uns zur Erstellung einer Datenbank entschlossen, die stets aktualisiert werden kann. Nach intensiver Arbeit konnten bis Ende des Jahres 2012 ca. 570 Publikationen erfasst und in die Datenbank aufgenommen werden. Alle Titel wurden für eine Recherche nach Orten, Familiennamen und Schlagworten eingerichtet. Auch in Zukunft wird sich das Team des Emil-Frank-Instituts um die fortlaufende Aktualisierung der Datenbank bemühen.

Das Projekt wurde mit finanzieller Unterstützung des „Förderkreises des Emil-Frank-Instituts e.V.“, des „Jobcenters Bernkastel-Wittlich“ und der „Sparkassenstiftung für den Landkreis Bernkastel-Wittlich“ in Zusammenarbeit mit dem Projekt „Forschungsnetzwerk- und Datenbanksystem (FuD)“ der Universität Trier von Dipl.-Theol. Werner Thiel bearbeitet.

Die Datenbank steht allen Interessierten über den Menüpunkt „Bibliographische Datenbank“ auf der Homepage des Emil-Frank-Instituts zur Verfügung. Auch in der Institutsbibliothek kann an einem Arbeitsplatz recherchiert und – da alle aufgenommenen Titel im Hause verfügbar gehalten werden – auch direkt entliehen werden.



Reinhold Bohlen und Werner Thiel bei der Pressekonferenz zur Vorstellung der Datenbank.

In den Jahren 2011 und 2012 wurde selbstverständlich auch der Bibliotheksbestand fortwährend weiter ergänzt, systematisiert und katalogisiert, so dass inzwischen knapp 11 000 Medieneinheiten eingesehen und entliehen werden können. Im Berichtszeitraum konnte insbesondere unter tatkräftiger Mithilfe von Dipl.-Theol. Michael Ternes die Islamabteilung beträchtlich erweitert und neu konzipiert werden (siehe Bericht S. 30–34).

Öffnungszeiten der Institutsbibliothek:
Di.: 11.00 Uhr – 19.00 Uhr
Mi.–Do.: 11.00 Uhr – 17.00 Uhr
Fr.: 9.00 Uhr – 17.00 Uhr
Sa.: 9.00 Uhr – 14.00 Uhr



Neuerscheinungen in der Schriftenreihe des Instituts

In den beiden zurückliegenden Jahren ist die Schriftenreihe des Instituts beträchtlich angewachsen. So konnten erfreulicherweise die Bände 13 bis 16 der „Schriften des Emil-Frank-Instituts“ realisiert werden. Sie sind allesamt im Paulinus-Verlag in Trier erschienen und können – ebenso wie die früheren Bände aus den beiden Schriftenreihen des Instituts – direkt dort oder allgemein im Buchhandel bezogen werden.

Bd. 13: Franz-Josef Schmit: Joseph Feiner – ein jüdischer Lehrer aus Wittlich. Stationen eines bewegten Lehrerlebens

Der in Wittlich geborene und hier aufgewachsene Joseph Feiner war nach seiner Ausbildung in der „Marks-Haindorf-Stiftung“ in Münster von 1884 bis zu seiner Pensionierung 1929 als Lehrer und Rektor in Sonsbeck, Finsterwalde und an verschiedenen jüdischen (Reform-)Schulen in Hamburg tätig. Von 1908 bis 1922 stand er an der Spitze des „Verbandes der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reich“. Für seine Ideen trat der liberale Jude und Freimaurer in zahlreichen Reden, Artikeln und mehreren Buchveröffentlichungen auch publizistisch ein. Zu Leben und Werk dieses bedeutenden – lange Zeit in Vergessenheit geratenen – Wittlichers legte Franz-Josef Schmit, Mitbegründer des Arbeitskreises „Jüdische Gemeinde Wittlich“, erstmals eine Biografie vor. Darin setzt er sich neben den genannten Aspekten des Wirkens Feiners auch mit dessen



Franz-Josef Schmit

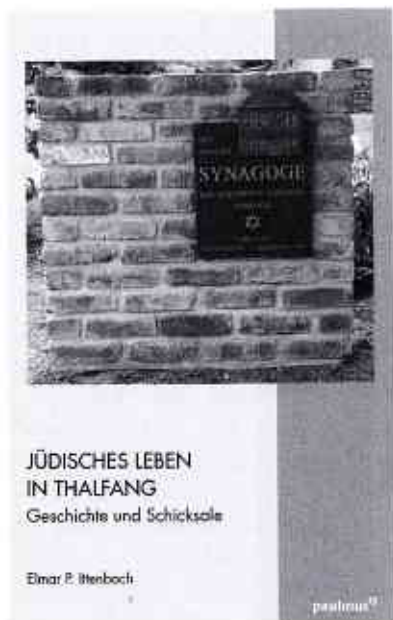
Joseph Feiner –
Ein jüdischer Lehrer
aus Wittlich

Stationen eines
bewegten Lehrerlebens

tragischem Tod und dem Schicksal seiner Familie in der nationalsozialistischen Zeit auseinander. Das Buch ist damit auch ein Dokument vom Ende der deutsch-jüdischen Symbiose nach der Emanzipation der deutschen Juden im 19. Jahrhundert!

Bd. 14: Elmar P. Ittenbach: Jüdisches Leben in Thalfang. Geschichte und Schicksale

Aus Anlass der Verlegung von 21 „Stolpersteinen“ im Jahre 2011 entstand eine völlig neu recherchierte, ausführliche Dokumentation des individuellen



Schicksals der Thalfanger Juden sowie weiterer 50 jüdischer Opfer, die mit Thalfang und dem Nachbarort Talling in Verbindung stehen. Voraus geht eine umfassende historische Darstellung der ehemals bedeutenden jüdischen Gemeinde, wobei die lokale Geschichte bewusst in den breiteren Horizont der jeweiligen Epoche gestellt wird. Ferner referiert der Verfasser die Gedenkarbeit in Talling und Thalfang, insbesondere seit der Gründung des „Arbeitskreises Jüdisches Leben in Thalfang“ im Jahre 2009. Ereignisse und Personen, die Thalfang ein gewisses „Alleinstellungsmerkmal“ geben, finden in einem dritten Teil ihre Würdigung. Dabei wird auf den 1815 geborenen Dr. Samuel Hirsch, den bedeutenden Religionsphilosophen und Reformrabbiner, besonders eingegangen. Leben und Werk dieser faszinierenden Gestalt der jüdischen Moderne werden in einer auch für Laien verständlichen Form

dargestellt. Zahlreiche bisher unveröffentlichte Abbildungen, Quellentexte und Tabellen machen das Buch auch für einen breiten Leserkreis außerhalb der Region attraktiv.

Bd. 15: Alain Marchadour und David Neuhaus: Land, Bibel und Geschichte

Das Buch beschreibt den katholischen Standpunkt im Glaubensstreit zwischen Christen, Juden und Moslems im Heiligen Land. Welches Verständnis liegt dem Konzept des „Verheißenen Landes“ zugrunde?

Daraufhin befragen die beiden theologischen Autoren die biblischen Zeugnisse beider Testamente



Alain Marchadour | David Neuhaus

Land, Bibel und Geschichte

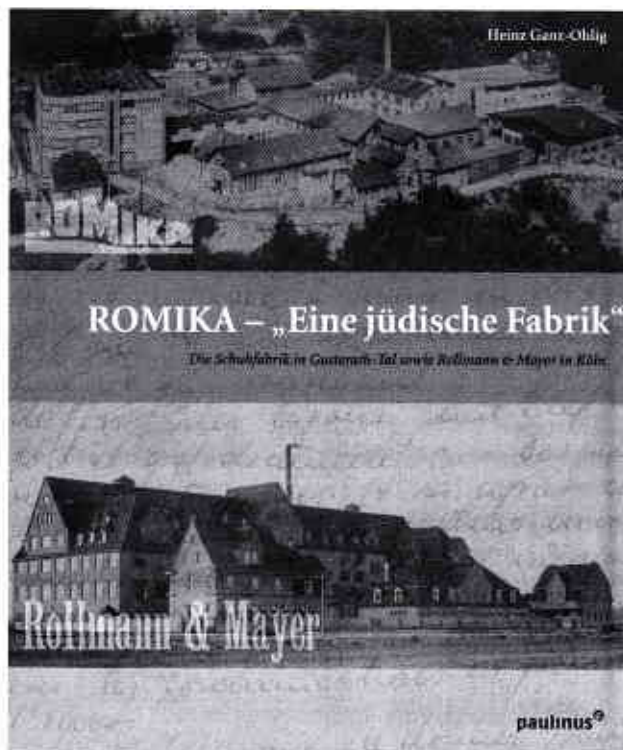
Mit einem Vorwort von
Carlo M. Kardinal Martini

paulinus

und die katholische Lehre durch die Jahrhunderte. Die Sicht der frühen Kirche, des Mittelalters bis in die heutige Zeit wird dabei von dem Bibelwissenschaftler P. Alain Marchadour und dem Jesuit David Neuhaus ebenso in den Blick genommen, wie die Auswirkungen der Schoah, des westlichen Kolonialismus im Nahen Osten, die Entstehung des Staates Israel und die Geburt des palästinensischen Flüchtlingsproblems auf das Verständnis des „Heiligen Landes“.

Bd. 16: Heinz Ganz-Ohlig: Romika – „Eine jüdische Fabrik“

„Romika tragen Wohlbehagen“ – Romika, eine Schuhmarke und eine Schuhfabrik mit wechselnder Geschichte und nicht immer rühmlicher Vergangenheit. Lange war es eine kaum hinterfragte gängige Darstellung, dass die Romika-Schuhfabrik 1936 gegründet und dabei die bereits existierende Marke ROMIKA übernommen worden war. Es erfüllt nicht unbedingt mit Wohlbehagen, wenn man in diesem Buch erfährt, dass diese Fabrik bereits 1921 von den drei Kölner Schuhfabrikanten Hans Rollmann, Carl Michael und Karl Kaufmann gegründet, und der Name RO MI KA aus den Namenskürzeln dieser drei Männer gebildet worden war. Hans Rollmann war zudem Inhaber der Fabrik Rollmann & Mayer in Köln. Ausgesprochen unbehaglich wurde 1933 für zwei der Gründer die Tatsache, dass sie jüdischen Glaubens waren. Mit der „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten wurden sie aus der „deutschen Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen und ihre Fabriken abwertend als „jüdisch“ bezeichnet, als ob Fabriken oder Schuhe jüdisch sein könnten! Die Folge war, dass die Juden außer Landes flüchten mussten und dass ihre



Fabriken ihnen vorher mit heimtückischen, aber immer als legal getarnten Methoden abgejagt wurden. Nachdem die Nationalsozialisten die Romika in den Konkurs getrieben hatten und ihre Inhaber ins Ausland geflohen waren, „übernahm“ (nach seinen Worten: „gründete“) Hellmuth Lemm 1936 die, wie er es nannte, „richtige“ Romika und „vergaß“ bei allen folgenden Jubiläumsfeiern das wahre Gründungsdatum und die Namen der wirklichen Gründungsväter der Romika zu nennen. Dieses Buch schildert ausführlich sowohl die Anfangsjahre der ersten wahren Romika als auch die schwierigen gerichtlichen Bemühungen der Gründererben, Entschädigung für ihr geraubtes Erbe zu erlangen.

Die Geschichte der deutsch-jüdischen Familie Glückauf

Von Franz-Josef Schmit

Das Ehepaar Julius und Johanna Glückauf wohnte nur kurze Zeit in Wittlich, nämlich vom 25. Februar 1902 bis zum 10. August 1906. In Wittlich wurden auch die beiden ältesten Kinder geboren: Erich Jakob am 12.9.1903 und Paul am 14.1.1906. Maria Wein-Mehs hat in ihrem Standardwerk „Juden in Wittlich 1808–1942“ besonders auf die für die damalige Zeit ungewöhnlichen Werbemethoden des aus Rhula stammenden Textilhändlers hingewiesen. In der Tat fielen die oft ganzseitigen Werbeanzeigen im „Wittlicher Kreisblatt“ aus dem Rahmen, aber auch das Angebot selbst konnte sich sehen lassen: Herren- und Damenbekleidung, Kinderanzüge und Arbeitsbekleidung, immer wieder als *Neuheiten* angepriesen und in großen Mengen feilgeboten bei Sonderverkaufsaktionen. Das Geschäftshaus befand sich in der Trierer Straße 10 (damals Nr. 200) im ehemaligen Haus von Edmund Schiffmann, der es bereits von Samuel Marx gemietet hatte.¹

Die nachfolgende Darstellung will die bereits bekannten Fakten zur Familie Glückauf ergänzen und das Schicksal einer deutsch-jüdischen Familie nachzeichnen, die auch ein Beispiel für ein besonders hohes Maß der Assimilation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts darstellt.

Familie Glückauf in Wittlich

Als Julius Glückauf nach Wittlich kam, war er 23 Jahre alt; seine gleichaltrige, aus Tuchel/Schlesien

stammende Frau Johanna (geb. Rehfeld, 22.3.1879) hatte Verkäuferin gelernt, während Julius als Buchdrucker ausgebildet war.² Wann und wo das Paar geheiratet hatte, ließ sich bisher nicht ermitteln.³ Aus der Wittlicher Zeit stammt jedoch ein Foto, aufgenommen im Fotoatelier Becker, das Julius und Johanna in einer Weise zeigt, die für damalige Hochzeitsbilder üblich ist.



Das Ehepaar in Wittlich.

Unklar ist auch, ob Glückaufs eingetragene Mitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinde waren, während die Mitgliedschaft von Julius im Wittlicher Schützenverein nachzuweisen ist, *in dem nur gutsituierte Personen Mitglied werden konnten.*⁴ Jüdische Religion und jüdisches Brauchtum spielten für die Familie Glückauf und auch ihre erwachsenen Kinder keine Rolle mehr, obwohl die Eheleute selbst und auch die Ehepartner der Kinder teilweise noch aus strenggläubigen jüdischen Familien stammten.

Von dem ältesten Sohn der Familie, Erich, gibt es eine recht umfangreiche, 1976 im DDR-Verlag Neues Leben veröffentlichte Autobiografie, in der aber die Zeit in Wittlich – von vagen Hinweisen abgesehen – keine Rolle spielt.⁵ Nach Darstellung des ältesten Sohnes war der Vater Julius Sozialdemokrat, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges auch große Begeisterung für Kaiser Wilhelm II. und Hindenburg an den Tag legte und sich als Freiwilliger meldete, offenbar sehr zum Missfallen seiner Ehefrau, wenn man Erichs Darstellung folgt. Die Mutter hingegen, die 1914 in Dortmund ihr viertes Kind erwartete, war zwar unpolitisch, aber sie hegte eine tiefe Abneigung gegen den scheinbar unvermeidlichen Krieg. Im Rückblick schrieb Erich, der offenbar ein sehr enges Verhältnis zur Mutter hatte, er glaube, *daß Mutter damals am Beginn des ersten Weltkrieges den Keim legte, aus dem sich später der leidenschaftliche Kommunist und Internationalist Erich Glückauf entwickelte.*⁶

Die bereits erwähnten, in kurzem Zeitabstand veröffentlichten Werbeanzeigen lassen durchaus auf ein erfolgreiches Geschäftsmodell schließen und auch an Mitarbeitern hat es nicht gefehlt. Glückaufs beschäftigten immerhin ein Küchenmädchen sowie eine Magd, einen kaufmännischen Lehrling, eine Verkäuferin und einen Kommis.⁷ Sicher übertreibt der

Wittlicher Neueinsteiger im Textilgewerbe, wenn er sein Geschäft als *Einziges und größtes Spezialgeschäft für Herren- und Damen-Confection* anpreist, wenn man an die Ladengröße auch im Vergleich mit den eingesessenen jüdischen Textilgeschäften Frank und Bender am Marktplatz denkt. Die Schließung des Betriebes nach etwas mehr als vier Jahren in Wittlich und der rasche Umzug ins Ruhrgebiet könnten darauf schließen lassen, Julius Glückauf habe sich wirtschaftlich übernommen. Oder anders ausgedrückt: Der gelernte Buchdrucker hat mehr vom Gestalten von Werbeanzeigen als vom Textilhandel selbst verstanden. Doch dafür gibt es keine Belege und die Geschäftsaufgabe erfolgte auch in einer Weise, die als geregelt bezeichnet werden kann. Für den Totalausverkauf samt Ladeneinrichtung – die Geschäftsschließung selbst war für den 1. August 1906 angekündigt – rührte der Kaufmann nochmals über mehrere Wochen kräftig die Werbetrommel. Offenbar mit Erfolg: Am Schluss des Ausverkaufs waren lediglich noch *Kinderjoppen und Paletots zu jedem Preise* übrig geblieben. Vielleicht war Julius Glückauf Wittlich als Kaufstadt schlichtweg zu klein und er sah im Ruhrgebiet bessere Chancen.

Bereits Mitte Oktober 1906 kündigt Willy Meyer die Eröffnung seines Spezial-Geschäfts für Herren-, Damen- und Kinder-Konfektion im ehemaligen Glückaufladen an und wirbt mit *reellen und streng festgelegten Preisen* (WKB Nr. 121); knapp zwei Jahre später eröffnete eine Filiale der Dampfkaffeebrennerei „Union“ aus Bonn in der Triererstraße 10 (WKB vom 21.7.1908). Es war offenbar nicht einfach für von auswärts kommende Händler, sich gegenüber den zahlreichen eingesessenen Geschäften zu behaupten – trotz aufwändiger Werbung und interessanten Sonderverkaufsaktionen.



Neubeginn und schwierige Jahre im Ruhrgebiet

Wo die Glückaufs genau hingezogen sind, bleibt unklar – auf keinen Fall nach Oberhausen, wie auf der Wittlicher Abmeldung vermerkt. Der dritte Sohn namens Werner wurde am 4.7.1909 in Wanne-Eickel geboren, wobei die Familie selbst dort nicht als wohnhaft gemeldet war. Erst für das Jahr 1911 lassen sich die Glückaufs wieder nachweisen, und zwar als Bewohner des Hauses Nr. 40 in der Dortmunder Ausfallstraße „Hohe Straße“.⁸ Aus dieser Zeit gibt es auch wieder erste Geschäftsanzeigen von Julius Glückauf in Dortmunds größter Zeitung, dem „Dortmunder Generalanzeiger“. Ein erstes Ladenlokal scheint Glückauf in der Brückstraße nicht weit vom Dortmunder Hauptbahnhof gemietet zu haben. Zunächst verkauft er *Möbel auf Kredit* und umwirbt auch auswärtige Kundschaft und speziell *Brautleute* mit seinen günstigen Schlafzimmer- und Küchenangeboten. Anfang März 1911 bezieht Glückauf ein Ladenlokal in der Gerberstraße 10 und rückt somit noch näher an die zentralen Einkaufsmeilen Kampstraße und Westenhellenweg.⁹ Die Glückauf-Anzeigen erscheinen zwar kleiner und seltener als in Wittlich, aber an Originalität fehlt es nicht. So spielt Julius Glückauf zeitweise mit seinem Namen, indem er die Schreibweise „Glück-Auf“ in Anlehnung an den bekannten Bergmannsgruß in der Ruhrmetropole wählt. Im neuen Geschäft kommen bereits Damen-Garderoben und Pelze in den Verkauf und weiterhin wird *Teilzahlung* angeboten. Im Jahr 1914 nennt das Dortmunder Adressbuch den Kaufmann Julius Glückauf *Prokurist der Firma Glückauf & Co.* Eine Fortführung des Ladens während der Militärzeit von Julius Glückauf erscheint nicht vorstellbar, zumal am 30.1.1915 das vierte Kind der Glückaufs, die Tochter Ilse, geboren wurde. *Nun war*

es unausbleiblich, es mußte eine Lösung gefunden werden, Mutter konnte uns nicht mehr ernähren. Ihren Beruf als Verkäuferin vermochte sie nicht auszuüben, schreibt Erich Glückauf in seinen *Erinnerungen*¹⁰, der durch den täglichen, frühmorgendlichen Verkauf des „Dortmunder Generalanzeigers“ nach besten Kräften versucht hatte, das Haushaltsgeld aufzubessern. Wie groß mittlerweile die wirtschaftliche Not der Glückaufs war, lässt sich auch daran ablesen, dass die drei Söhne bei Verwandten in verschiedenen Gegenden des Kaiserreiches untergebracht wurden – nur Nesthäkchen Ilse blieb in Dortmund bei der Mutter.

Erich selbst kam nach Eisenach zu Onkel Berthold und Tante Ida, was für ihn ein *Glücksfall* war, zumal der im Haushalt lebende Großvater dem *Arbeiterjungen* aus Dortmund – so Erich Glückaufs Darstellung – den Weg zum Buch und Schachspiel wies.¹¹ Er war ein guter Turner, aber ein guter Schüler der Eisenacher Realschule war er nicht, so dass er gleich die erste Klasse wiederholen musste. Wo die beiden Brüder Paul und Werner untergebracht waren, ließ sich nicht ermitteln.

Ab 1919 muss der mit einem Eisernen Kreuz dekorierte Kriegsheimkehrer Julius Glückauf in der Hohen Straße 58 ein Geschäft unterhalten haben, 1924 wohnt die Familie in der 2. Kampstraße und Julius Glückauf wird als Geschäftsführer der „Bielefelder Herrenwäschefabrik GmbH“ genannt. In dieser Zeit richtete er seinem zweitältesten Sohn Paul in Mannheim eine Zweigstelle („Bielefelder Wäsche-Vertrieb“) in guter Geschäftslage ein, die sich jedoch nur wenige Jahre am Markt behaupten konnte.¹²

In den Jahren 1928 bis September 1933 bietet Julius Glückauf wieder Möbel in seinem früheren Geschäft Gerberstraße 10 an und wirbt mit *Franko-Lieferung überallhin*. Die letzte gesichtete Geschäftsanzeige stammt vom 22. Januar 1930, so dass man von erheblichen wirtschaftlichen Problemen des Kaufmanns



Julius Glückauf ausgehen muss. Der reichsweite Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 wird auch Julius Glückauf hart getroffen haben, zumal ein ‚heimlicher Boykott‘ – unterbrochen von offenen antijüdischen Aktionen – noch bis Dezember 1933 fortgeführt wurde.¹³ Es kam immer wieder zu Misshandlungen jüdischer Geschäftsleute und auch Zerstörungen von Ladeneinrichtungen, obwohl solche Aktionen laut „Führerbefehl“ zu unterbleiben hatten. Umsatzrückgänge bis zu 50 Prozent konnten viele jüdisch geführte Geschäfte nicht verkraften, die Schaltung von Anzeigen in den Dortmunder Zeitungen war ihnen untersagt, so dass am Ende nur die Geschäftsaufgabe übrig blieb. Julius und Johanna Glückauf hatten auch einiges auszustehen, wenn man

Erichs Erinnerungen folgt: *Obwohl mein Vater Sozialdemokrat war und, als Hitler an die Macht kam, sich sogar das Eiserne Kreuz aus dem ersten Weltkrieg angeheftet hatte, bedeutete das keinen Schutz vor den Drangsalierungen der Nazis. Mit der Begründung, daß man den Sohn Erich suche, erfolgte eine Haussuchung nach der anderen, wurden Vater und Mutter wöchentlich mindestens dreimal zur Gestapo bestellt, so daß der mit Illusionen behaftete Vater selbst den Vorschlag machte, Dortmund zu verlassen und nach Holland auszuwandern.*¹⁴ Ob Julius Glückauf auch zu den kurzzeitig verhafteten Dortmunder Juden im Gestapo-Gefängnis „Steinwache“ am Nordausgang des Hauptbahnhofes – heute Mahn- und Gedenkstätte – gehörte, konnte noch nicht sicher nachgewiesen werden.

Emigration nach Amsterdam und weitere Schicksalsschläge

Der Bergmann, KPD-Redakteur und -Instrukteur Erich Glückauf hatte 1925 die Genossin Gertrud Meier geheiratet. Sie war Hutmacherin und stammte aus einer orthodoxen jüdischen Familie in der Nähe von Soltau. Kennengelernt hatten Erich und Gertrud sich bei einem jüdischen Wanderverein. 1927 wird Sohn Rolf geboren, der die Nazidiktatur mit seiner Mutter in der Sowjetunion überlebte, wo seine Mutter russischen Militärs zur Vorbereitung ihres Einsatzes in Nazi-Deutschland Deutschunterricht erteilte. Gertrud Glückauf war von Herbert Wehner als *unzuverlässige Person* denunziert worden, was ihre Lage nicht erleichterte. Im Jahr 1946 kehrte sie nach Ost-Berlin zurück und arbeitete bei Wilhelm Pieck als Sekretärin; der Sohn Rolf war als Botschaftssekretär an DDR-Botschaften verschiedener sozialistischer Länder und später im DDR-



Johanna und Julius Glückauf in Holland am Strand.



Außenministerium tätig. Erich Glückauf hatte seine Frau und den kleinen Rolf noch einmal in Moskau im Hotel „Lux“ getroffen. Das war im Mai 1934. Bis Ende des Krieges agierte Erich Glückauf als illegaler KPD-Aktivist in verschiedenen Ländern Europas gegen die Nazi-Diktatur. Seine Ehe mit Gertrud, die er fast 13 Jahre nicht mehr gesehen hatte, wurde 1947 geschieden. Noch im gleichen Jahr heiratete er Edith Jordan, die seit 1933 der KPD angehörte und 1912 als Tochter eines 1941 in Danzig hingerichteten Parteifunktionärs geboren wurde.¹⁵

Das Ehepaar Julius und Johanna Glückauf emigrierte mit der damals 18jährigen Tochter Ilse im September 1933 nach Amsterdam. Die Söhne Paul und Werner folgten ebenfalls nach Holland.

Am 10.9.1936 heiratete Paul in zweiter Ehe Irma Schack aus Zwingenberg.¹⁶ Paul war zusammen mit seinem Bruder Erich, der Irma Schack bereits 1934 in Saarbrücken kennengelernt hatte, zunächst nach Paris geflüchtet, wohin Irma Schack ihnen folgte. Weil Paul und Irma in den Niederlanden keine Aufenthaltserlaubnis erhielten, bemühten sie sich um eine Ausreise in die USA, wohin sie im Juni 1937 auf einem belgischen Frachter gelangten. In New York wurde am 18.1.1940 die Tochter Joan geboren und am 16.2.1945 kam Sohn Peter zur Welt, der inzwischen verstorben ist. In der neuen Welt war es für Paul Glückauf nicht leicht, in seinem früheren Beruf als Verkäufer Fuß zu fassen. Bei einer U-Bahnfahrt erlitt er einen Herzinfarkt, an dessen Folgen er wenige Tage später am 18.12.1951 im Alter von nur 45 Jahren in einem New Yorker Krankenhaus starb. Irma Glückauf arbeitete einige Jahre als Verlagsassistentin in einem großen Buchverlag und starb am 4.10.1999 in einem Pflegeheim. Joan Glückauf, verheiratete Haahr, wurde Professorin für Englisch an der Jeshiva University in New York und beschäftigt sich seit ihrer Emeritierung intensiv mit

der Geschichte ihrer Familie. Der von Erich Glückauf mehrfach geäußerten Behauptung, ihr Vater / sein Bruder Paul sei ebenfalls bis 1933 in der KPD organisiert gewesen, widerspricht die Tochter entschieden.¹⁷

Werner Glückauf arbeitete 1926/27 in Bottrop als Kaufmann, emigrierte am 8.6.1933 in die Niederlande, wo er die aus Berlin stammende Selma Minkelgrün (geb. 30.8.1919) heiratete. Beide wurden 1942 nach Auschwitz deportiert, wo Werner am 11.8.1942 und seine Frau Selma am 30.9.1942 ermordet wurden.

Dass Julius Glückauf in Holland wieder geschäftlich tätig wurde, ist kaum anzunehmen. Zu seiner Mutter, die Erich in Amsterdam während seiner Illegalität nochmals kurz aufsuchen kann, schreibt er: *Mutter war auch hier der Mittelpunkt der Familie. Um alle ernähren zu können, hatte sie das größte Zimmer freigemacht und einen Mittagstisch eröffnet, zu dem sich nach einiger Zeit regelmäßig acht bis zehn Personen einfanden. Mutter kochte gut. Ihr Essen war billiger als das anderer Mittagstische.*¹⁸

Bei diesem Kurzbesuch erfährt Erich auch, dass sein Vater sterbend im Krankenhaus liegt. In dem für seine *Erinnerungen* typischen Stil reflektiert Erich Glückauf diese Nachricht Jahrzehnte später: *Tiefe Trauer empfand ich darüber, daß Vater soviel Schweres durchmachen mußte, um erst auf dem Totenbett zur Erkenntnis zu kommen, daß sein Weg als Sozialdemokrat falsch und meiner als Kommunist der richtige gewesen war. Tragisch, daß diese späte Einsicht verknüpft war mit dem Ende seines Lebens.*¹⁹ Bei einem konspirativen Treffen mit einem Genossen wurde Erich wenige Tage später verhaftet und konnte als Illegaler nicht einmal Kontakt zu seiner Familie aufnehmen. Bald schon taucht seine Mutter im Gefängnis auf und teilt ihm den Tod des Vaters mit. Erich darf sogar mit einer





Der Reisepass von Paul Glückauf.

„Kolonialfessel“ an der Beerdigung des Vaters teilnehmen. *Hinkend trug ich mit drei anderen den Sarg des Vaters das letzte Stückchen bis zum Grab, wobei sicherlich der Kummer der Trauernden nicht nur dem Verstorbenen galt, sondern auch dem Anblick des ältesten Sohnes, der sich nur mühsam und quälend vorwärtsbewegen konnte. Mutter traf ich nicht, sie war allein in der Wohnung geblieben. Ich sollte sie nie wiedersehen.*²⁰

Erich Glückauf berichtet in seinen *Erinnerungen*, seine Mutter sei von Gestapoleuten einmal um die Mittagszeit aufgesucht worden, um herauszufinden, wo er sich aufhält; sie habe sich aber geweigert etwas

zu sagen: *Eine Mutter verrät ihren Sohn nicht, auch nicht, wenn sie weiß, wo er ist. Daraufhin hätten die Herren ‚kurzen Prozeß‘ gemacht und die Mutter in der Küche aufgehängt.*²¹

Wahrscheinlicher und besser belegt ist, was Lotte Dukamp mitzuteilen weiß. Nach der Deportation des Sohnes Werner und seiner Frau Selma versuchte Johanna Glückauf sich in ihrer Wohnung zu erhängen. Selmas Vater schreibt in einem Brief vom 26.2.1943 an Paul Glückauf aus Amsterdam nach New York: *Leider kann ich Ihnen von Ihrer Mutter nicht viel Gutes berichten (...) so will ich mich jetzt der unangenehmen Aufgabe entledigen, da es der ausdrückliche Wunsch des Arztes war, womöglich, einem der nahen Verwandten, den wahren Zustand Ihrer Mutter mitzuteilen. Sie können mir glauben, daß es mir sehr schwer fällt, Ihnen das alles zu schreiben, aber Sie sind der Einzige, der für mich erreichbar ist.*

Bereits vor über 2 Monaten hat Ihre Mutter probiert, sich in einem unbeobachteten Augenblick durch Erhängen das Leben zu nehmen. Die Einsamkeit und



Selma, Johanna und Werner.



*die stetige Angst, zu Werner zu müssen, hat sie wohl dazu getrieben. Meine Mutter fand sie bewußtlos auf, nur ein herbeigerufener Arzt ließ sie in eine Klinik transportieren. Aber es wäre für Ihre Mutter sicher besser gewesen, wenn meine Mutter sie nicht so schnell gefunden hätte, denn durch das Erhängen ist eine Gehirnblutung zugetreten, wodurch sich ihr allgemeiner Zustand nur noch verschlimmert hat, so daß Überbringung in eine Anstalt für Geisteskranke notwendig war. Sie befindet sich bereits über 2 Wochen in Amersfoort (...). Der Arzt hat leider feststellen müssen, daß wenig Hoffnung auf Besserung besteht.*²²

Das war noch nicht das Ende der Qualen für die intelligente und allseits beliebte Johanna Glückauf.

1 Vgl. Maria Wein-Mehs, Juden in Wittlich 1808–1942, Wittlich 1996, S. 622–624 (zit.: Wein-Mehs 1996). Zu korrigieren ist die Angabe zur Herkunft von Julius Glückauf: Er stammte aus der Uhrmacherstadt Ruhla in Thüringen, wo er als achttes Kind der Eheleute Moses (1844–1919) und Henriette (geb. Tannenwald, 1844–1905) am 22.8.1879 geboren wurde. Später lebte die Familie in Eisenach, wo Schwester Ida mit ihrem aus Posen stammenden Mann Baruch Wolf seit 1894 ein Geschäft für Herrenbekleidung in bester Lage betreibt. Ein weiterer Sohn, Dr. jur. Bruno Glückauf (geb. 10.5.1876 in Rhula), ist Teilhaber des unter Wolf & Glückauf firmierenden Unternehmens, das im Oktober 1933 an die Firma Endepols verkauft und auch zu DDR-Zeiten überwiegend privat geführt wurde. Zu danken ist Dr. Reinhold Brunner vom Stadtarchiv Eisenach, der einen vollständigen Stammbaum Glückauf übermittelt hat, Quelle: Stadtarchiv Eisenach, 40.7, Slg. Judaica Nr. 34. Die bei Wein-Mehs 1996 auf S. 622 gedruckte Werbeanzeige zeigt mit Sicherheit nicht Charlie Chaplin, da dieser erst ab 1910 in den USA und noch später in Europa als Künstler überhaupt wahrgenommen wurde.

Im Laufe des Jahres 1943 wurde sie nach Osten deportiert und sehr wahrscheinlich im KL-Majdanek (Lublin) ermordet.²³

Ilse Glückauf war wie ihr Bruder Paul bereits 1937 in die USA emigriert und heiratete Kurt Kratz. Aus der Ehe gingen keine Kinder hervor. Gestorben ist Ilse am 26.2.2004. Sie und ihr Mann hatten wiederholt den in Ostberlin-Grünau lebenden Erich Glückauf – trotz der nicht auszuklammernden ideologischen Gegensätze – besucht und auch an dessen Beerdigung am 9. Mai 1977 auf dem Zentralfriedhof Berlin-Friedrichsfelde teilgenommen.²⁴ Die Erich Glückauf gewidmete Straße in Berlin-Marzahn wurde nach der Wiedervereinigung nach dem SED-Kritiker Robert Havemann umbenannt.

2 Angaben nach der so genannten „Kaderakte“ des Sohnes Erich Glückauf (E.G.), der nach dem Krieg in der DDR hoher SED-Funktionär (SED-Mitgliedsnummer: 3.442) wurde. Diese Akte (BA Berlin, D/30/IV 2/11 V. 2525) enthält mehrere von E.G. verfasste Lebensläufe und Fragebögen der Partei, in denen auch über die Familie zu berichten war. Der umfangreiche Nachlass von E.G. im BA Berlin (Signatur NY 4200) wurde vom Verfasser mit Genehmigung der Nachlassverwalterin Sonja Wolfermann (vgl. Anm. 14) eingesehen, jedoch für diesen Beitrag nicht verwertet.

3 Das Heiratsregister der Stadt Wittlich zeigt keinen Eintrag (vgl. Angabe des Standesamtes in der Gestapo-Akte von E.G. vom 2. Mai 1940 (Signatur der Akte im LA NRW, Düsseldorf: RW 58, Nr. 33017).

4 Wein-Mehs 1996, S. 624. Ein erfolgreicher Schütze war J.G. jedoch nicht, wie sich aus den überlieferten Ranglisten der jährlichen Vereinsmeisterschaften ersehen lässt.

5 Erich Glückauf, Begegnungen und Signale. Erinnerungen eines Revolutionärs, Berlin 1976 (Zit.: *Erinnerungen* 1976). Das 416 Seiten umfassende Buch wurde kurz nach Erscheinen in der DDR eingestampft (vgl. Anm. 23).

6 *Erinnerungen* 1976, S. 12.

7 Vgl. die Auflistung bei Wein-Mehs 1996, S. 217f. Die bereits erwähnten jüdischen Textilgeschäfte Bender und Frank – um nur zwei Beispiele zu nennen – hatten jedoch deutlich mehr Angestellte.

8 Wohnadressen in Dortmund wurden mitgeteilt vom Einwohnermeldeamt Dortmund; Meldeunterlagen selbst existieren nicht mehr, sondern lediglich so genannte „Hausstandsbücher“ (Mitteilung vom 8.2.2012).

9 Dem Verfasser war es wegen des Umfangs des Materials nicht möglich, alle Jahrgänge des „Dortmunder Generalanzeigers“ auf Microfilm im „Institut für Zeitungsforschung“ in Dortmund durchzusehen. Im Westhellenweg 107/I. Kampstraße 106 residierte u.a. die große Dortmunder Wäschefabrik „Betten-Baum“, in die die Schwester des Wittlicher Rechtsanwalts Dr. Franz Otto Archenhold, Gertrud Archenhold (geb. 7.9.1889), 1912 eingehieiratet hatte. Ihr Mann, Louis Baum, war der Juniorchef des Unternehmens und starb 1952 in den USA (TA im „Aufbau“ vom 20.6.1952, mitgeteilt von Herrn Friedrich Villis, Dortmund).

10 *Erinnerungen* 1976, S. 14f.

11 Ebd., S. 16. Erichs Onkel Berthold war zeitweise Präsident der Eisenacher jüdischen Loge U.O.B.B., was – so Dr. R. Brunner (vgl. Anm. 1) – *auf einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert innerhalb der jüdischen Gemeinde schließen lässt.*

12 Mitteilung Lotte Dukamp (geb. am 1.2.1927 in Mannheim) vom 5.8.2012, Tochter aus erster Ehe von Paul Glückauf mit der Nichtjüdin Else Oestreicher. Lotte Dukamp galt damit im Nazijargon als „Halbjüdin“ bzw. „Mischling 1. Grades“ und ihre Mutter wurde (so die Erinnerung der Tochter) in einem Beitrag des „Stürmers“ oder des in Mannheim erscheinenden „Hakenkreuzbanners“ als „Judenflittchen“ verhöhnt. Anfang 1933 trennten sich die Eltern und sie wuchs überwiegend bei ihrer Großmutter auf. Ihr leiblicher Vater Paul zog wieder nach Dortmund zu den Eltern.

13 Die folgende Darstellung der Dortmunder Verhältnisse nach: Ulrich Knipping, Die Geschichte der Juden in Dortmund während der Zeit des Dritten Reiches, Dortmund 1977. Bereits seit Ende 1929 war die jüdische Einwohnerzahl rückläufig (von

ca. 4.500 auf 4.108 im Juni 1933). Besonders viele Dortmunder Juden arbeiteten im Handel und als Handwerker (ebd., S. 18). Zu den Boykottmaßnahmen, dem Herausdrängen der Dortmunder Juden aus Handel und Gewerbe sowie Übergriffen auf Juden und ihre Betriebe, vgl. ebd., S. 26–39, dort viele Fallbeispiele.

14 *Erinnerungen* 1976, S. 261. Die Gestapo-Akte von Erich G. (vgl. Anm. 3) beginnt zwar erst mit einem Fahndungsbefehl vom April 1934 gegen den Kommunisten Glückauf, was aber nicht gegen dessen Darstellung spricht, weil E.G. bereits seit 1922 Mitglied der KPD war und schon vor der Machtübernahme der Nazis im Rheinland und Berlin wichtige Parteifunktionen ausgeübt hatte und nach dem Reichstagsbrand Ende Februar 1933 steckbrieflich gesucht wurde (vgl. ebd., S. 234–240) und bis Kriegsende illegal leben musste.

15 Der Verfasser dankt der Enkelin von E.G., Sonja Wolferrmann, für diese Auskünfte, die hier ergänzt wurden mit E.Gs. Angaben in seiner „Kaderakte“ (wie Anm. 2), vgl. auch *Erinnerungen* 1976, S. 261. Edith G.

16 Irma Schack wurde am 26.11.1912 als eines von fünf Kindern des Metzgers Moritz Schack und seiner Frau Martha geboren. Nach dem 1. WK verarmte die Familie, weil der Vater wegen einer Handverletzung nicht mehr seinen Beruf ausüben konnte. Die begabte Tochter Irma lebte seit 1930 im Saargebiet als Fremdsprachenkorrespondentin einer pharmazeutischen Firma, wo sie auch Paul Glückauf kennenlernte. Umfangreiche Angaben zum tragischen Schicksal der Familie Schack hat Dr. Fritz Kiltbau dem Verfasser dankenswerterweise übermittelt, veröffentlicht in: Ders., Mitten unter uns: Zwingenberg an der Bergstraße 1933–45. Geschichtsblätter Kreis Bergstraße. Sonderband 21, Lorsch 2000.

17 Vgl. „Kaderakte“; in den *Erinnerungen* 1976, S. 7 nennt er ihn vermutlich korrekt *Antifaschist*, der *aus dem Hitlerreich fliehen mußte*. Die Angaben von E.G. zur eigenen Familie in seiner Autobiografie sind nicht immer genau und in der „Kaderakte“ deutlich ideologisch gefärbt. Die erste Einschätzung erklärt sich vermutlich daraus, dass E.G. auf Grund seines stark von der Parteiarbeit bestimmten Lebens schon vor 1933 wenig Zeit für seine Herkunftsfamilie hatte und vor allem die KPD als „seine

Familie“ (vgl. *Erinnerungen* 1976, S. 211) betrachtete. Die Zeit nach 1933 (Illegalität, Exil) war ebenfalls wenig günstig zur Pflege von Familienkontakten. Mit dem Vater hatte sich der Jungkommunist schon Anfang 1919 politisch überworfen (vgl. *Erinnerungen* 1976, S. 21). Von einem herzlichen Verhältnis zu seiner Mutter zeugt hingegen seine Autobiografie. In der „Kaderakte“ wiederum achtete der SED-Parteifunktionär peinlich genau darauf, politisch korrekt zu formulieren. Auch wenn er zur Schwester Ilse schon aufgrund des Altersunterschiedes wenig Beziehung haben konnte, so gibt E.G. dort vor, nichts von ihrer *Wohnanschrift* zu wissen, und beschränkt sich auf die Angaben: *1933 emigriert, wahrscheinlich Amerika*. Eher nachvollziehbar ist die Ungenauigkeit seiner Angaben zum Schicksal der Familienangehörigen (z.B. zu Bruder Werner) in den frühen Fragebögen („Kaderakte“) aus den Jahren 1946, 1949 und auch 1954.

18 *Erinnerungen* 1976, S. 339. Damals wohnte die Familie Glückauf mit ihren Kindern (außer Erich) in Amsterdam-Zuid in der Waalstr. 80, wie aus einem Schreiben der „STICHTING JOODSE ARBEID“ an Otto Ernst Kann (geb. 1910) hervorgeht, der bei Glückaufs für einige Zeit als Mieter untergekommen war, bevor er in das Werkdorp Nieuwesluis übersiedelte. Dass der jüngste Sohn von Lehrer Julius Kann aus Wittlich die Familie Glückauf aus Deutschland kannte, erscheint eher unwahrscheinlich.

19 *Erinnerungen* 1976, ebd.

20 Ebd., S. 343. Die „Kolonialfessel“ war ein langer Stock, der unter der Kleidung vom Fußgelenk bis zu den Leisten festgeschnürt wurde, so dass ein schnelles Gehen oder gar ein Flüchten unmöglich waren.

21 Vgl. ebd., S. 403f. Hier stilisiert E.G. seine Mutter in der Art einer Widerstandskämpferin und hebt die Brutalität der Gestapo hervor. Seine Version stützt er auf einen Brief einer Holländerin,

die Teilnehmerin an Johanna Glückaufs Mittagstisch gewesen sein soll. Nähere Personen- und Zeitangaben macht er nicht. Solche Ungenauigkeiten unterlaufen E.G. nicht selten (so auch: Wenn er den KPD-Juristen Dr. Felix Halle als Opfer der Nazis erwähnt (ebd. S. 68) – historisch korrekt ist, dass der Mann im Zuge der stalinistischen „Säuberungen“ im November 1937 in der Sowjetunion erschossen wurde).

22 Der Verfasser dankt Frau Lotte Dukamp (vgl. Anm. 12) für die Überlassung einer Kopie des Briefes. Der umfangreiche Briefwechsel von Johanna Glückauf mit ihren Kindern Paul und Ilse wird zurzeit von Paul Glückaufs Tochter Dr. Joan Haahr (N.Y.), der Halbschwester von Lotte Dukamp, ausgewertet.

23 Angaben nach der Datenbank von Yad Vashem, hinterlegt von Dr. Joan Haahr 1991.

24 Das abwechslungsreiche Leben von Erich Glückauf muss einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben. Dabei wäre auch näher auf den Quellenwert seiner Autobiografie und die politischen Umstände des Verbots 1977 in der DDR (u.a. auf Grund einer Intrige von SED-Funktionär Karl Mewis beim Politbüro mit einer umfangreichen „Fehlerliste“ zu den *Erinnerungen*) und E.Gs. antifaschistischen Kampf (Mitarbeiter des „Deutschen Freiheitssenders 29,8“, Exil in Skandinavien, Begegnung mit dem „Verräter“ Herbert Wehner) und seine linientreue Tätigkeit als SED-Funktionär (mit dem weitgehenden Verschweigen seiner jüdischen Herkunft) einzugehen. Eine biografische Skizze zu E.G. in: Hermann Weber/Andreas Herbst, *Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945*, Berlin 2004, S. 250f.

Der Verfasser dankt vor allem Frau Lotte Dukamp und Frau Dr. Joan Haahr für Auskünfte, Bereitstellung von Fotos und persönliche Begegnung im April 2012 in Marktheidenfeld.

550. Geburtstag von Johannes Trithemius

Veranstaltungen und neue Forschungen
zu jüdischen Einflüssen auf sein Denken

Von René Richtscheid

Einleitende Bemerkungen
und Vita

Anlässlich des 550. Geburtstages des von der Mosel stammenden Klosterhumanisten fand im Verlaufe des Jubiläumsjahres eine Reihe von Veranstaltungen statt. Diese boten Gelegenheit, sich auch mit möglichen jüdischen Einflüssen auf sein Denken zu beschäftigen. Die Ergebnisse konnten bei Vorträgen in Trittenheim, in Bernkastel, in der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars in Trier und an der Universität Trier sowie in zwei Seminaren in Wittlich vorgestellt und diskutiert werden. Im Laufe der Forschungen und Diskussionen stellte sich jedoch heraus, dass die Einflüsse – wenn überhaupt – eher indirekt nachzuweisen sind. Obwohl die Sekundärliteratur lange Zeit behauptete, sein Werk mit dem wohl stärksten Nachhall im Laufe der Jahrhunderte, die *Steganographia*, sei kabbalistisch beeinflusst gewesen. Da diese Behauptung einer genauen Nachprüfung jedoch nur sehr eingeschränkt standhält, wurden Trithemius' gesamtes Umfeld und thematisch zusammenhängende Teile seines Werkes nochmals auf diese Frage hin untersucht. Einige Ergebnisse seien im Folgenden kurz dargestellt.

Johannes Trithemius wurde im Jahr 1462 als einfacher Winzersohn in Trittenheim geboren und nach humanistischer Mode nannte er sich später gemäß



Statue an der Brücke in Trittenheim.

Aus dem
Institut

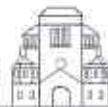
Regional

Dialog

Judentum

Israel

Gedanken



der latinisierten Form seines Geburtsortes (Trithemius). Nach Ausbildung und Studien in Trier und anderen Orten, vor allem in Heidelberg, trat er im Jahre 1482 in das Benediktinerkloster St. Martin zu Sponheim ein. Bereits im darauffolgenden Jahr wurde der erst 21-Jährige zum Abt des Konvents gewählt, dem er dann für 23 Jahre vorstehen sollte. An seiner Amtsführung entzündete sich jedoch alsbald Kritik. Konkret wurde ihm zum Vorwurf gemacht: 1. die Einführung der Bursfelder Reformen, 2. allgemein wirtschaftliche Maßnahmen, 3. seine zahlreichen Obliegenheiten außerhalb der Klostermauern, 4. die Ausgaben für den Unterhalt der Bibliothek und nicht zuletzt 5. seine der „Magie verdächtigen“ Veröffentlichungen. Schließlich kam es darüber zum Bruch mit seinen Mitbrüdern. Er zog sich daraufhin aus dem Kloster zurück und begab sich vorübergehend an den Hof von Laienfürsten; u.a. stand er zeitweilig sogar im Dienst Kaiser Maximilians I. Im Jahre 1506 übernahm er schließlich in Würzburg die Leitung des sogenannten ‚Schottenklosters‘ St. Jakob, wo er zehn Jahre später verstarb.

Innerhalb der Geschichte des Benediktinerordens ist Trithemius für seine führende Rolle als Verfechter der Reformen der Bursfelder Kongregation, einem Zusammenschluss von über 100 Benediktinerklöstern, bekannt. Für diese wirkte er vornehmlich während seiner Sponheimer Zeit als Visitor, Prediger und Schriftsteller. Geistesgeschichtlich ist er in erster Linie dem klösterlichen Humanismus zuzuordnen. Als zeitweisem Mitglied von illustren Humanistenkreisen stand er in regem persönlichen und brieflichen Kontakt u.a. mit Konrad Celtis, Johannes Reuchlin und anderen Humanisten. Außerordentlich produktiv war er als Verfasser von Schriften, die weit über die üblichen monastischen, hagiographischen und theologischen Themen hinaus-

gingen. Bis heute hochgelobt wird er für seine literaturgeschichtlichen Werke, sowohl verehrt als auch angefeindet und kritisiert wurde er hingegen für seine historischen, magischen und kryptographischen Schriften. Für all diese Arbeiten konnte er auf umfassende Handschriftenbestände zurückgreifen, die er leidenschaftlich sammelte. In Sponheim baute er eine Bibliothek mit über 2000 Kodizes auf, darunter auch zahlreiche griechische und hebräische. Dadurch machte er das Hunsrückkloster vorübergehend zu einem bedeutenden humanistischen Zentrum.

Jüdisches Wissen im Umfeld von Trithemius

Geht man davon aus, dass Trithemius auch jüdisches Denken übernahm, dann setzt dies natürlich voraus, dass er überhaupt in der Lage war, selbiges kennenzulernen. Was seine Heimatregion angeht erscheint dies auf den ersten Blick eigentlich ausgeschlossen, denn im Erzstift Trier war seit 1418 die Niederlassung von jüdischen Gemeinden verboten. Allerdings muss dabei unterschieden werden zwischen einerseits der kirchlichen Gliederung des Bistums Trier, wozu kirchenrechtlich unsere ganze Region gehörte und andererseits der herrschaftlichen Gliederung. Das Trierer Erzstift als weltliche Herrschaft umfasste zwar auch zahlreiche Orte der Mosel-Hunsrückregion, dazwischen gab es aber auch kleinere Inseln selbständiger Ritter- oder Grafschaften, beispielsweise die Grafen von Sponheim, die Grafen von Veldenz, die Vögte von Hunolstein oder die Grafen von Manderscheid. Und diese kleinen Herren nahmen allesamt Juden, die aus Kurtrier ausgewiesen worden waren, bereitwillig auf. Deshalb gab es im Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit – trotz des kurfürstlichen

Verbotes –in der weiteren Umgebung von Trittenheim eben dennoch Juden in Trarbach und auf der Grevenburg, in Neumagen, vielleicht auch in Veldenz und Osann. Zudem hielten sich natürlich gelegentlich einzelne jüdische Händler, Ärzte etc. in der Stadt Trier auf, auch wenn sie dort nicht lebenslang wohnen durften. Und wir wissen darüber hinaus, dass sich bisweilen sogar illegal Juden (also ohne Geleit) auf kurtrierer Territorium niederließen, z.B. werden sie später im 16. Jh. einmal in Fell, Longuich und Leiwen erwähnt. Aus Longuich stammte Trithemius' Familie mütterlicherseits und Leiwen liegt genauso wie das oben erwähnte Neumagen in Sichtweite von Trittenheim.

Ganz besonders interessant in diesem Zusammenhang ist der Fall des Juden Chiskia ben David, der zeitweilig auf der Grevenburg wohnte. Er stammte aus dem Herzogtum Burgund und nach einer Verfolgung oder Ausweisung floh seine Familie vermutlich ins angrenzende Herzogtum Savoyen-Piemont. Dort stieg Chiskia zu einem Diplomaten des – vergleichsweise mächtigen – Herzogs auf. Vielleicht kam er bei dieser diplomatischen Tätigkeit in Kontakt mit dem Sponheimer Grafen. Jedenfalls wurde er von eben diesem Graf Johann V. eingeladen, sich auf der Grevenburg niederzulassen und sich seinen Studien hinzugeben. Chiskija war offensichtlich ein Universalgelehrter, bekannt war er als Arzt – wobei gerade die burgundisch-südfranzösischen jüdischen Ärzte oft auch in der Astrologie u.a. Geheimwissenschaften bewandert waren –; vor allem arbeitete er aber als Übersetzer. Angeblich soll es sich auch um medizinische verschlüsselte Schriften gehandelt haben. Und das ist dann für Trithemius wichtig, der ja mit der *Steganographia* (1500) und der *Polygraphia* (1508) zwei zahlen- und buchstabenkombinatorische Werke verfasste. Dies würde jedenfalls gut zu den Neigungen des

Sponheimer Grafen passen, der auch bei anderen Gelegenheiten Alchemisten und weitere in „Geheimwissenschaften Bewanderte“ zu sich eingeladen hatte.

Neben diesen Juden, die Johannes Trithemius teilweise gekannt haben könnte, hätte er theoretisch auch weitere jüdische Schriften kennenlernen können; schließlich ist er vor allem bekannt für seinen späteren Aufbau der Bibliothek im Kloster Sponheim. Und sowohl in den Trierer Bibliotheken als auch in Klausen und Kues befanden sich zur damaligen Zeit auch jüdische Autoren. Außerdem lernte er später ganze jüdische Gemeinden kennen, in unmittelbarer Nachbarschaft von Sponheim etwa diejenigen von Kirchberg und Kreuznach, die nicht zu Kurtrier gehörten und deshalb auch nicht von dem kurfürstlichen Verbot betroffen waren. Und während seiner Ausbildung in Heidelberg hatte er dann ohnehin direkten Kontakt zu Juden. Gemäß eigener Aussage hat er sogar von einem Juden in Heidelberg und später auch noch von ihm in Sponheim Hebräischunterricht erhalten. Möglicherweise erhielt er dort nicht nur den Sprachunterricht, sondern erlangte durch diesen auch Einblick in kabbalistisches Denken. Denn Heidelberg war ab der Mitte des 14. Jahrhunderts das Zentrum jüdischer Kabbalisten in Deutschland schlechthin, was in jüngster Zeit von Israel J. Yuval und Alfred Haverkamp deutlich gemacht worden ist. Zwar galt dies nicht mehr für das 15. Jahrhundert, aber möglicherweise finden sich noch Spuren dieser Gelehrsamkeit bei späteren Juden, was dann auch die nur rudimentäre Rezeption auf christlicher Seite erklären würde.

Wie dem auch gewesen sein mag, ein Kennenlernen jüdischer Tradition und sogar der Kabbala war für Trithemius also in seinem Umfeld durchaus möglich. Daran schließt sich nun die Frage an, ob und wie er diese Einflüsse aufnahm.



Jüdische Einflüsse auf Trithemius?

Zunächst ist in dieser Hinsicht seine Tätigkeit als leidenschaftlicher Sammler, auch von hebräischen Handschriften hervorzuheben. Das Sammeln von Büchern bzw. Handschriften garantiert natürlich noch nicht das Verstehen derselben. Laut seinen eigenen Aussagen bemühte sich zwar ernsthaft um ein Verständnis auch der hebräischen Schriften, schließlich hatte er zusammen mit seinem Bruder und dem Trittenheimer Pfarrer Zentner Hebräisch studiert (sowohl bei dem genannten Heidelberger Juden als auch später bei dem hervorragenden christlichen Hebraisten Deutschlands der Zeit, bei Johannes Reuchlin). Bei dieser Aussage könnte es sich jedoch durchaus um einen Topos gehandelt haben, da für humanistische Gelehrte die Kenntnis des Griechischen und Hebräischen vorauszusetzen war. Daher verwundert es nicht weiter, dass er auch im Urteil zeitgenössischer Humanisten als Hebraist galt. Matthäus Herbenus verstieg sich gar zu der Aussage: „Wenn in unseren deutschen Landen eine [griechische oder] hebräische Akademie existieren sollte, dann im Kloster Sponheim.“ Diese Frage ist freilich eher formaler Natur.

Die inhaltliche Auseinandersetzung mit möglichen jüdischen Einflüssen bei Trithemius fällt ohnehin schwerer. Denn bedauerlicherweise ist kein Katalog seiner hebräischen Bibliothek erhalten geblieben. Wir wissen also nicht, welche hebräischen Schriften Trithemius gesammelt und zu verstehen versucht hat. Somit ist es also auch nicht möglich, direkt nach Einflüssen in seinen Schriften zu suchen. Stattdessen müsste sein gesamtes Opus oder thematisch zusammenhängende Teile daraufhin nochmals einer Autopsie unterzogen werden. Diese Aufgabe soll von dem Verfasser in Zukunft angegangen und publiziert werden, weshalb hier zunächst nur allgemeine Überlegungen ohne genauere Quellen- und Literatur-

hinweise gegeben werden. Es waren jedoch v.a. zwei Themenbereiche jüdischen Denkens, für die sich Trithemius gemäß eigenen Aussagen interessierte. Deshalb soll nachfolgend noch ein Blick auf die hebräische Bibelexegese und die schon erwähnte kabbalistische Mystik geworfen werden.

Bibelexegese

Aufgrund seiner philologischen Studien gelangte der Sponheimer Abt zu der Erkenntnis, dass einige Übersetzungen der lateinischen Bibel fehlerhaft sein mussten. Die Fehler schrieb er freilich nicht dem Verfasser der Vulgata, sondern späteren Abschreibern zu. Daher nahm er sich vor, für die griechisch und/oder hebräisch verfassten Teile der Bibel in Rückgriff auf das Original eine Neuübersetzung in Angriff zu nehmen. Und dies dürfte dann wohl der Hauptgrund für seine Hebräischstudien gewesen sein, erwähnt er doch in seiner Schrift *Nepiachus* als seinen größten bibliophilen Schatz eine hebräische Bibel. Erhalten sind uns als Ergebnis dieser Bemühungen jedoch lediglich Kommentare zum Johannesevangelium und zu den Psalmen, wobei es sich bei letzterem nur um Vorarbeiten handelt. In diesem *Libellus de quaestionibus psalterii*, heute als Autograph in der Universitätsbibliothek Uppsala erhalten, stellt er nämlich lediglich Psalmenstellen gegenüber, die in der lateinischen, griechischen und hebräischen Fassung voneinander abweichen. Leider gibt er dabei seine Quellen – gerade auch für die hebräische Version, die ihm offenbar in lateinischer Übersetzung vorlag – nicht an. Nur hinsichtlich Ps 64,2 nimmt er über die bloße Gegenüberstellung hinaus auch eine Wertung vor und entscheidet sich bemerkenswerterweise für die hebräische Version gegen die lateinische und griechische.

Die Überlegenheit des hebräischen Originals



gegenüber der lateinischen und griechischen Bibelübersetzung anzuerkennen, ist zwar erwähnenswert. Freilich hat diese Exegese schon eine längere Tradition und wird in der Forschung als *hebraica veritas* bezeichnet. Spätestens mit dem 12. Jahrhundert, dem Höhepunkt der jüdischen Exegese (Tosafisten) und auch einem Höhepunkt der christlichen Exegese (Schule von Laon), kam es auch auf diesem Feld zu gegenseitigen Beeinflussungen. Andreas von St. Viktor sowie später Nikolaus Trevet und Nikolaus von Lyra zogen dann die jüdisch-tosafistischen Auslegungen auch für ihre eigenen heran. Und von eben diesem Nikolaus von Lyra, von dessen höchst einflussreichem Bibelkommentar sich zahlreiche Exemplare in Klosterbibliotheken in Trier und Umgebung befanden, ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Bibelübersetzung Martin Luthers, der kurz nach Trithemius diese Aufgabe anging. Dieses Aufzeigen des größeren Kontextes vermag zwar nicht die Einzigartigkeit, aber dafür die offenkundige Relevanz von Trithemius' Arbeiten auf diesem Feld für die damalige Zeit zu unterstreichen.

Seine Beschäftigung mit dem hebräischen Psalmentext hat vielleicht auch eine steinerne Hinterlassenschaft auf uns gebracht. Im Sponheimer Klosterkomplex ist heute eine Inschrift vermauert, die auch auf hebräisch Ps 118,20: „Dies ist das Tor zum Herrn, (nur) Gerechte gehen durch es hinein“, ergänzt um ein „Amen“, zitiert. Sie war ehemals wohl an einem Portal eines der Klostergebäude angebracht. Man kann anhand der Chronologie seiner Schriften freilich den Eindruck gewinnen, dass Trithemius diese exegetischen Studien in diesem frühen Stadium abbrach und sich anderen Dingen zuwandte. Möglicherweise weil für ihn bei seinen Studien der jüdischen Theologie ein neues Themenfeld auf-

tauchte, das seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Gemeint ist die Mystik, von der die Kabbala für ihn einen faszinierenden, aber doch nur einen Abschnitt darstellte.

Mystik und Kabbala

Wie bereits gesagt, wurde die *Steganographia* oft mit Kabbala in Zusammenhang gebracht. Zwar betont Trithemius darin in der Tat das kabbalistische Vorbild, folgt diesem dann aber eigentlich nicht. Vielmehr betreibt er Arkanwissenschaften, vor allem entwickelt er Geheimschriften. Offensichtlich dient ihm das vermeintliche kabbalistische Wissen (das auch noch mit hermetischem Wissen vermischt wird, möglicherweise weil er Hermes Trismegistos als Kabbalisten erachtet) nur als Verbrämung des kryptographischen Inhalts. Freilich ist es durchaus der Erwähnung wert, dass Trithemius eine jüdische theologisch-mystische Richtung offen als vorbildlich und auch christlicherseits als nachahmenswert darstellt – ungeachtet dessen, wie seine Nachahmung dann aussieht.

Erstmals wurde dies auf ungleich höherem Niveau von dem Renaissancetheologen und -philosophen Giovanni Pico della Mirandola unternommen. Dieser ließ sich von einem konvertierten Juden, der aus der Gruppe der Heidelberger Kabbalisten stammte, kabbalistische und andere jüdische mystische Werke übersetzen. Er baute daraufhin erstmals ein christlich-theologisches System auf, in das die Kabbala integriert werden konnte. Dies brachte ihm zwar große Anfeindungen ein, trotzdem arbeitete aber auch Trithemius' Briefpartner und Hebräischlehrer Johannes Reuchlin – selbst ein Schüler Picos – an der christlichen Kabbala weiter. Sein Werk *De arte cabbalistica* hat Trithemius mit Sicherheit gekannt. Und nach dem gegenwärtigen

Eindruck könnte diese selektive Auswahl kabbalistischen Gedankengutes von Reuchlin, die sehr stark die neoplatonischen, die vermeintlich trinitarischen und die zahlen- bzw. buchstabensymbolischen Elemente betont, wiederum sehr selektiv von Trithemius in der *Steganographia* übernommen worden sein, vor allem eben hinsichtlich der Buchstaben- und Zahlensymbolik. Diese Vermutung gilt unter dem Vorbehalt, dass sich bislang nicht in Erfahrung bringen lässt, was Trithemius zusätzlich von den ihm bekannten Juden kennengelernt haben konnte.

Um zu genaueren Ergebnissen zu gelangen, müsste sein gesamtes mystisches Oeuvre untersucht werden, um die möglichen jüdischen Einflüsse darin besser verorten zu können (vgl. dazu den Artikel „Trithème, Jean“ des Verfassers in der „Encyclopédie des Mystiques Rhénans“). Denn zwar waren seine früheren mystischen Predigten *De operatione divini amoris* (gehalten 1497) und *De vera conversione mentis ad deum* (gehalten 1500) noch von den üblichen Vorbildern Hildegards von Bingen, Ruperts von Deutz und Dionysios' Pseudo-Areopagita (aktualisiert über Nikolaus von Kues rezipiert) geprägt. Die zeitgenössischen Rheinischen Mystiker nimmt er in dieser Hinsicht jedoch nicht wahr, stattdessen eben die für ihn auch zeitgenössische Kabbala! Neben der Zahlen- und Buchstabenmystik dürfte ihn daran vor allem die dem Menschen zugestandenen Möglichkeiten der Einwirkungen auf die (jüdisch-kabbalistisch ausgedrückt:) *Sefiroth* bzw. (griechisch-neuplatonisch ausgedrückt:) die göttlich emanierete Sphäre interessiert haben. Diese menschliche Wirkmächtigkeit (in der späteren Kabbala in veränderter Form als *Tikkun olam* bekannt und in höchstem Maße einflussreich geworden) kam dem oft als faustisch bezeichneten Wesen Trithemius' sicherlich entgegen. Diese Vermutung kann seiner spezifischen Verwendung des *operatio-*

Begriffes, der übrigens auch dem hildegardschen ähnlich ist, entnommen werden, müsste jedoch ebenso wie die mögliche Vermittlung dieser Terminologie über Pico della Mirandola und Reuchlin an Trithemius in genaueren philologischen Studien noch überprüft werden. Auch in seiner mystischen Weltgeschichte, *Chronologia mystica sive De septem secundeis* betitelt, gibt es kabbalistische Anleihen. Darin teilt er die Weltgeschichte in ein mystisches Schema mit drei Perioden ein, denen wiederum jeweils sieben Unterperioden untergeordnet sind. Letztere werden demnach von *Intelligentiis* gelenkt, also sekundären (der ersten Intelligenz nachgeordneten) Intelligenzien oder Engeln. Deren Namen leitete Trithemius offenbar von dem, was er über Reuchlin als kabbalistisches Wissen über die Engel annahm, her. (Auch im dritten Buch der *Steganographia* nimmt er dieses Schema auf.) Das alles klingt auf den ersten Blick vollkommen phantastisch, ist aber eindeutig nicht astrologisch gemeint, sondern geschichtsmystisch; war doch für die Mystiker – vor allem für die von ihm geschätzten hochmittelalterlichen – Geschichte v.a. Heilsgeschichte, durch die man den Willen Gottes entschlüsselte und nicht bloß eine reine Aneinanderreihung von Fakten. Dies böte auch einen Erklärungsansatz für seine ihm vorgeworfenen historischen Fälschungen im modernen wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Innerhalb dieser mystischen Geschichtsdeutung sammelt er die historischen Fakten jedoch durchaus akribisch; wobei selbstredend faktisches Wissen für ihn nicht nur die antiken Historiker und die biblischen Autoren, sondern auch die (wie wir wissen fiktiven) Rahmenhandlungen kabbalistischer Lehrstücke sind. Im Übrigen lässt sich zwar trefflich darüber streiten, welches Vorbild er für sein Geschichtsschema zugrunde gelegt hat. Als Bestätigung fügt er selbst aber auch ein Buch an, welches ein Jude 1244 in Toledo gefunden habe.



Das Kloster in Sponheim.

Nachwort

Am Ende muss noch kurz die geistesgeschichtliche Perspektive aufgegeben und sich seiner Lebenswelt zugewandt werden. Denn die rheinländischen Juden waren bekanntermaßen seit dem Ersten Kreuzzug bis in Trithemius' Zeit hinein immer wieder Verfolgungen, Anschuldigungen und Ausweisungen ausgesetzt. Teilweise berichtet er selbst darüber sogar in seinen zuverlässigen (also den nichtfiktiven und nichtsymbolischen) Chroniken. Aber trotz seiner offenkundigen Wertschätzung jüdischer Exegese und

Mystik traut er ihnen in diesen Passagen die Ritualmordvorwürfe, die man ihnen regelmäßig unterstellt hat, durchaus zu. Über die sich mitunter daran anschließenden, oft genug blutigen Verfolgungen an den Juden in Mainz (1282), Kreuznach (1432) und Brandenburg (1510) berichtet er dann auch größtenteils teilnahmslos. Dies zeigt abermals, dass intellektuelle Auseinandersetzungen oder sogar Zusammenarbeit nicht automatisch mit konkreter Mitmenschlichkeit einhergehen müssen, was ja leider auch keine neue Erkenntnis weder hinsichtlich der Vergangenheit noch der Gegenwart darstellt!



Altvertrautes – neu entdeckt

Eine Vortragsreihe zu jüdischen und christlichen Festen

Von Reinhold Bohlen

Das Emil-Frank-Institut beteiligt sich aktiv am christlich-jüdischen Gespräch. Zu seinen Aufgaben gehört es auch, die inneren Beziehungen zwischen Judentum und Christentum bewusst zu machen. Diesem Ziel diene eine dreiteilige Vortragsreihe von Prof. Dr. Reinhold Bohlen im Umkreis der „Frühlingsfeste“.

Im Mittelpunkt des Themenabends am 6. März 2012 im St. Markushaus Wittlich, überschrieben „Von Hamansohren, Schlachmones und Klappern“, standen die Esterrolle und das Purim-Fest.

Am Purim-Fest gedenkt das jüdische Volk der misslungenen Verschwörung, die der Judenfeind Haman plante, um alle Juden des Perserreiches zu vernichten. Das in der jüdischen Diaspora entstandene Fest ist bis heute durch besondere Bräuche gekennzeichnet. Diese haben ihren Ursprung in der Erzählung der biblischen Esterrolle. Daher ist es eine Mizwa, die Megillat Ester am Purim-Fest zu lesen oder sie anzuhören. Ein zweites Gebot an Purim verpflichtet dazu, Geschenke in Form von Lebensmitteln und Getränken an Freunde zu senden; man nennt dies gemäß Ester 9,19.22 „mischloach manot“. Von diesem Brauch her hat sich im Moselfränkischen der Ausdruck „Schlachmones“ erhalten, womit man mancherorts den süßen Zuckerrübensirup bezeichnet. Außerdem ist jeder verpflichtet, Bedürftigen Spenden zukommen zu lassen, um die Herzen der Armen an diesem Tag zu erfreuen. Und schließlich ist es ein Gebot, an Purim froh gestimmt zu sein; an diesem Festtag darf es kein Fasten und keine Trauerrede geben. Insbesondere das

Festmahl steht unter dem Zeichen der Freude. Zu den dabei traditionell gereichten Süßigkeiten gehören auch die Hamantaschen bzw. Hamansohren, dreieckig („wie Hamans Hut“) geformte Backwaren, früher mit Honig und Mohn gefüllt, heute meist mit Aprikosenmarmelade oder Zwetschgenmus. Mit historischen Fotos konnte der Referent illustrieren, wie auch in der einstigen Jüdischen Gemeinde Wittlich das Purim-Fest begangen wurde.

Der Abend des 3. April 2012 war überschrieben: „Wie der Jude Jesus das Abendmahl feierte: von den Wurzeln der Eucharistie.“

In der neutestamentlichen Apostelgeschichte 2,46f. heißt es von den Christus-Gläubigen: „Täglich verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in den Häusern reihum das Brot, empfangen die Speise in Jubel und Einfalt des Herzens, lobten Gott und hatten Gunst beim ganzen Volk.“ An dieses neutestamentliche Zitat anknüpfend, erläuterte der Referent das „Brotbrechen“ als einen ursprünglich jüdischen Ritus, mit dem der Hausvater das gemeinsame Mahl eröffnet. So geschieht es auch bei dem Paschamahl, das alljährlich im Frühjahr gefeiert wird zur Erinnerung an den Auszug des Volkes aus Ägypten. Im Mittelpunkt des Vortrages stand die Schilderung der Feier des jüdischen Pessachfestes in Vergangenheit und Gegenwart, wobei dem Seder-Abend mit der Pessach-Haggada ein besonderes Augenmerk galt: „Wären wir alle auch weise, vernünftige und erfahrene Männer, auch Kenner der Tora, so bliebe es dennoch Pflicht, die Geschichte des Auszugs aus Ägypten zu erzählen; und wer am meis-





Die Feier des Purimfestes an der Wittlicher jüdischen Schule 1935.

ten davon erzählt, ist lobenswert.“ Dabei geht es nicht um eine historische Rückblende in längst vergangene Zeiten. Vielmehr soll das feierliche Mahl, begangen nach Art freier Bürger, mit den vier Bechern Wein, die auch der Ärmste der Armen erhält, alle Feiernden des Ursprungs ihres Volkes gedenken lassen. Denn in jedem Geschlecht und Zeitalter ist jeder verpflichtet, sich vorzustellen als ob er gleichsam selbst aus Ägypten ausgezogen wäre.

Am 29. Mai 2012 ging es um „Pfingsten und Schawuot: von den jüdischen Wurzeln eines christlichen Festes“.

Das Schawuot-Fest, ursprünglich ein Erntedankfest, wird heute als Dank für die Gabe der Tora gefeiert. In seinem Mittelpunkt steht die Erwählung Israels mit allem, was darin mitschwingt: Die Verkündigung der Zehn Worte des Bundes, die Übergabe der Tafeln des Bundes an Mose und die Tora im Ganzen. Der Grundtext des christlichen Pfingstfestes in Apostelgeschichte Kapitel 2 spricht vom Pfingsttag als einem allseits bekannten Tag, obgleich sich das, was das

christliche Pfingstfest auszeichnet, doch jetzt erst ereignet. Und in der Tat: Zu der Zeit, als Lukas gegen Ende des 1. Jahrhunderts nach der Zeitenwende sein Doppelwerk von Evangelium und Apostelgeschichte niederschrieb, war das Pfingstfest seit langem ein jüdisches Fest, mit Pessach und dem Laubhüttenfest eines der 3 Wallfahrtsfeste des Jahres, an denen man nach Jerusalem hinaufzog. Daher erklärt sich auch die große Zahl der Juden aus der Diaspora, die in der Erzählung der Apostelgeschichte als in Jerusalem anwesend gedacht sind. Schon der aus dem Griechischen stammende Name Pfingsten (Pentekostes = fünfzig) lässt sich nur aus dem jüdischen Brauch erklären: Denn vom zweiten Tag des Pessachfestes (gemäß pharisäischer Sitte) bzw. vom Sabbat der Pessachwoche (gemäß sadduzäischer Sitte) sind 7 volle Wochen, also 50 Tage abzuzählen, wie es in Wajikra/Leviticus 23,15–22 geboten ist. Der Vortrag ging der außerordentlich interessanten Frage nach, in wieweit sich das jüdische Schawuotfest und das christliche Pfingstfest in ihren Inhalten gegenseitig beeinflusst haben.

Christlich-jüdisch-muslimischer Dialog

Von Michael Ternes

Ausbau der Bibliothekssystemstelle „Islam“

Nicht erst seit jüngster Zeit wurde sich mit dem Dialog der Religionen Judentum, Christentum und Islam befasst. Eine eigene Systemstelle in der Institutsbibliothek griff schon seit langem diesen Komplex auf. Jedoch die dieses Thema ausdifferenzierende Literatur im bisher recht überschaubaren Bereich „Islam“ konnte nun derart erweitert werden, dass man einen umfangreicheren wissenschaftlichen und praxeologischen Einblick in die Dimensionen dieser dritten „abrahamitischen“ Religion erhält.

Leitgedanke der Ausgestaltung dieses Bereichs der Institutsbibliothek war, das religiöse Selbstverständnis der Muslime zu berücksichtigen. So bilden Ausgaben des Korans in arabischer Sprache wie auch deutsche Übersetzungsversuche verschiedener Wissenschaftler den Beginn der Systemstelle. Hierauf folgen Kommentare zur heiligen Schrift des Islam, somit also Texte zum Gottesbild, hermeneutische Untersuchungen des Koran und der Hadithe verbunden mit Aussagen über den Propheten

Muhammad. Vielfältige Bücher zur Geschichte des Islam, zu rechtlichen Einzelfragen und philosophische Texte erlauben einen tiefen Einblick in diese Weltreligion.

Um den aktuellen Entwicklungen im Hinblick auf islamische Theologie an Universitäten und Schulen gerecht zu werden, stellt das Emil-Frank-Institut ferner einige Materialien bereit zur konkreten Unterrichtsplanung wie auch zur pädagogisch-didaktischen Durchdringung.

Studienfahrt nach Andalusien

Vorläufiger Höhepunkt der dialogischen Bemühungen als ein Beitrag zu mehr Aufklärung und friedlicher Begegnung der Kulturen und Religionen war die Exkursion nach Granada und Cordoba auf den Spuren der drei Weltreligionen. In Andalusien, dem letzten Teil des mit der frühneuzeitlichen Vertreibung der Muslime aus Spanien untergegangenen Al-Andalus, besuchte eine Gruppe von 20 Personen die architektonischen Zeugnisse jener Zeit, zwei der dortigen muslimischen Gemeinden und

In den beiden vergangenen Jahren besuchten Schulklassen in Begleitung und unter Anleitung von Mitarbeitern des Instituts nicht nur die Synagoge, den jüdischen Friedhof und andere Orte in Wittlich und Umgebung, sondern auch mehrfach – im Anschluss an eine Synagogenführung – die Moschee der DITIB-Gemeinde in Wittlich. Auch Studierende der Theologischen Fakultät sowie weitere kirchliche Gruppen, Vereine und Verbände nutzten das praxisnahe Angebot des Instituts (2012 insgesamt über 700 Personen).





Die Alhambra über den Dächern von Granada.

nutzte die freundliche Einladung der Theologischen Fakultät in Granada, um einem Vortrag von Prof. Dr. José Luis Sanchez Nogales beizuwohnen.

Diese zuletzt von den Katholischen Königen zurückeroberte Stadt beherbergt das wohl größte Denkmal jener Zeit – die Alhambra. Diese Stadtfestung bot seit dem 13. Jahrhundert Platz für das Leben der Bürger, war also Zentrum für Handel und Kult, war Heimstatt der muslimischen Herrscher des verbliebenen Al-Andalus und militärische Bastion. Die Kathedrale Granadas, an der Stelle der vormaligen

Freitagsmoschee im 16./17. Jh. errichtet, und die Klostergründungen zur Rechristianisierung Spaniens überwältigen durch ihre Pracht und gigantischen Ausmaße. Während in der Abtei Sacromonte frühchristliche Spuren anzutreffen waren, geben das Monasterio de la Cartuja (Kartäuserkloster), die Klosterkirche des Hieronymusordens und die Grabkapelle der katholischen Könige Isabel und Ferdinand einen nachhaltigen Eindruck davon, wie umfangreich die Reconquistadores ihre Spuren hinterlassen haben. In der Königskapelle konnte auch die

Aus dem
Institut

Regional

Dialog

Judentum

Israel

Gedenken



Heilige Messe gefeiert werden, die von Pfr. Schneider, einem Teilnehmer der Reisegruppe, zelebriert wurde. Wer Cordoba kennt, wird diese Stadt mit der gewaltigen Kathedrale, die einst eine Moschee war, verbinden. Wäre sie noch Moschee, würde sie zu den drei weltweit größten gehören. Anders als an anderen Orten Spaniens, wurde hier die Moschee nicht abge-

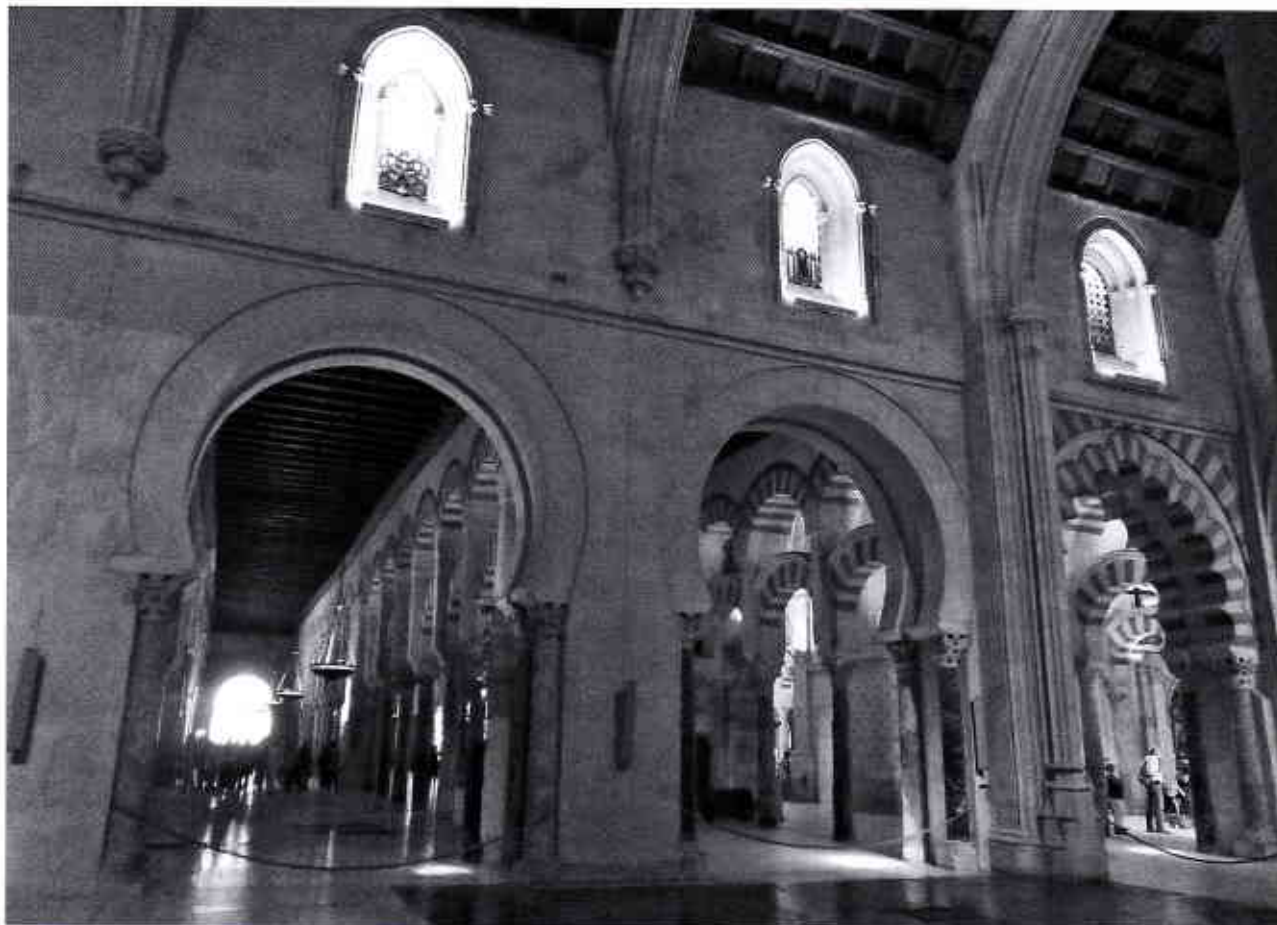
rissen, man pflanzte den in der Gesamtwirkung des Gebäudes eher befremdlichen Kathedralteil mitten in die ursprüngliche Moschee. Auch das jüdische Viertel Cordobas birgt eine Kostbarkeit. Zwar nicht mehr vollständig erhalten, aber im Grundwesen und durch zahlreiche Schriftzüge immer noch erkennbar, ist die mittelalterliche Synagoge fester Bestandteil



Die mittelalterliche Synagoge ...

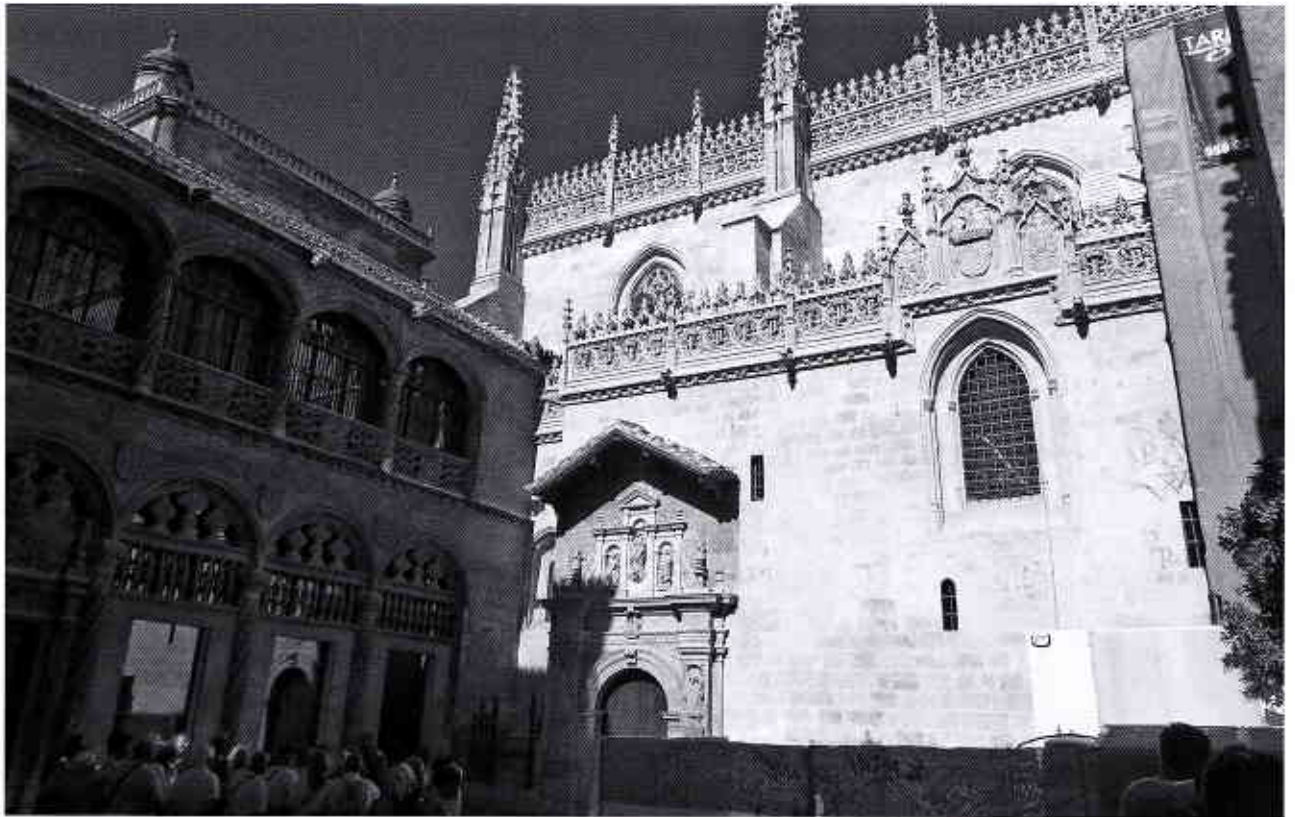
jeder Stadtführung. Sie ist eine der drei mittelalterlichen Synagogen Spaniens, die bis heute erhalten geblieben sind. Im Viertel findet man ferner den ehemaligen jüdischen Marktplatz sowie ein Denkmal, welches an den bekannten jüdischen Philosophen Maimonides erinnert, in seinen Gedanken ein geistiger Vorreiter jener Zeit.

Das Judentum jener Tage war trotz der oft zitierten, in der Tat aber nur zeitweisen „Toleranz“ oftmals leidtragende Religion der Vorherrschaft der beiden anderen Weltreligionen. Man muss daher das historische Gedächtnis ganz genau bemühen, um positive Ansätze für ein gelingendes Zusammenleben der unterschiedlich religiösen Menschen von heute zu



... und die ehemalige Moschee in Cordoba.





Die Reiseteilnehmer vor der Grabkapelle der spanischen Könige in Granada.

finden. Alle Glaubensrichtungen ziehen wegen Fehlinterpretationen ihrer Anhänger Blutspuren durch die Geschichte. Dabei ist es nicht wichtig, über das jeweilige Ausmaß der Gewalt zu befinden. Vielmehr sind in der historischen Betrachtung Vorbilder und beispielhafte Ereignisse zu suchen, die auf die Möglichkeit des Friedens unter den Religionen ohne falsche Verwässerung hoffen las-

sen, um in der Verbindung mit neuesten Erkenntnissen und Ansichten diesem Frieden ein Stück näher zu kommen.

Andalusien bot beeindruckende Zeitzeugen in Stein, aber auch lebende Zeugen Europas dafür, dass die Begegnung von Kulturen und Religionen nicht nur ein Clash, sondern auch eine fruchtbare Symbiose sein kann.

Studienfahrt nach Essen

Eine kleine Gruppe von Interessierten machte sich an einem Samstag im Oktober 2011 mit Institutsgeschäftsführer René Richtscheid auf den Weg nach Essen. Ziel war zunächst die unter der Leitung von Edmund Körner von 1908 bis 1913 erbaute Alte Synagoge. Sie gilt als prächtigste deutsche Jugendstilsynagoge, was sich seit ihrer Renovierung wieder plastisch bestätigen lässt. In vielen Bereichen, insbesondere der Außenansicht, diente das damals noch im Bau befindliche Gebäude dem Architekten der Wittlicher Synagoge, Johannes Vienken, als Vorbild.

Während des Besuches des in Sichtweite gelegenen Essener Domes konnten anschaulich die allgemeinen Gemeinsamkeiten, aber auch die Unterschiede bei der Kirchen- und Synagogenarchitektur beobachtet werden. Als weiteres interessantes Detail befindet sich im Essener Dom der älteste erhaltene siebenarmige Leuchter, der noch heute im christlichen Kult genutzt wird.

Bei einem kleinen Abstecher nach Duisburg konnten schließlich die zeitgenössischen architektonischen Entwicklungen an der dortigen Synagoge aufgezeigt werden. Handelt es sich bei dem von Zvi Hecker geplanten und bis 1999 realisierten Gebäudekomplex doch um den ersten postmodernen Synagogenbau in Deutschland. Dieser Baustil prägt seither die meisten zeitgenössischen Synagogenbauvorhaben in Deutschland, man denke etwa zuletzt an das spektakuläre Mainzer Gebäude.



Die Synagoge in Essen.



Der siebenarmige Leuchter.

Aus dem
Institut

Regional

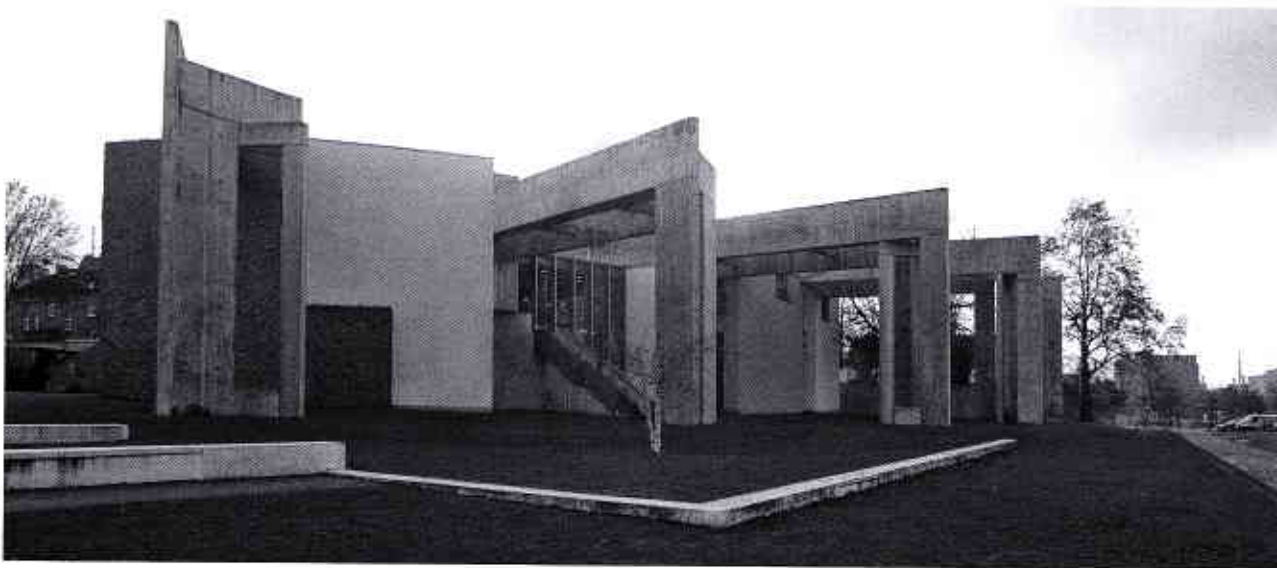
Dialog

Judentum

Israel

Gedenken





Die zeitgenössische Synagoge in Duisburg.

Vgl. ausführlicher zu den Bauten und ihrem Kontext: René RICHTSCHEID, Die Einordnung der Wittlicher Synagoge in den Synagogenbau in Aschkenas, in: Reinhold BOHLEN / René RICHTSCHEID (Hgg.), 100 Jahre Synagoge Wittlich. Festschrift, Trier: Paulinus-Verlag 2010 (Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 12), S. 10–25.

Exkursionen des Emil-Frank-Instituts:

22.10.2011: Tagesfahrt nach Essen und Duisburg

07.10. – 12.10.2012: Studienfahrt auf den Spuren der 3 Weltreligionen nach Granada und Cordoba. Siehe dazu auch den Artikel von Michael Ternes. S. 30–34

Judentum und Weihnachten

Von René Richtscheid

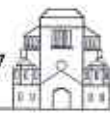
Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, sich dem Blick eines deutschsprachigen Juden auf das Weihnachtsfest anzunähern. Einen guten Zugang bieten einige Zeilen aus den autobiographischen Erinnerungen des Religionswissenschaftlers Fritz Rosenthal alias Schalom Ben-Chorin (1913–1999)¹: *In meinem Elternhaus pflegte man Weihnachten ähnlich zu begehen, wie die Nachbarn, freilich wurde dabei der eigentliche, der religiöse Sinn des Festes ausgeklammert. Viele deutsche Juden hatten die Gewohnheit angenommen, und schon im Hause meines Großvaters mütterlicherseits strahlte ein Weihnachtsbaum. Man fand verschiedene Vorwände für diese christliche Sitte im jüdischen Hause. Manche betonten, dass der Christbaum mit dem Christentum eigentlich nichts zu tun habe, sondern ein Symbol der Wintersonnenwende sei. Es kam uns nicht in den Sinn, dass es etwa um dieselbe Zeit ein jüdisches Lichterfest gibt, Chanukka genannt, das an den Sieg der Makkabäer über Antiochus Epiphanes (167 v. Chr.) und an ein Ölwunder im Tempel zu Jerusalem erinnert. Schon etwa zwei Wochen vor Weihnachten wurde der eiskalte Salon abgesperrt, denn hier wurden die Geschenke gehortet, die uns dann am Heiligabend auf dem Gabentisch erwarteten. Der Höhepunkt blieb für mich aber immer der Weihnachtsbaum selbst. Er sah nicht anders aus als in den christlichen Häusern ringsum. Sammy Gronemann erzählte einmal, dass ein kleines jüdisches Mädchen aus dem Fenster guckt, den Weihnachtsbaum in der Nachbarwohnung wahrnimmt und erstaunt ausruft: „Mutti, die Christen*

haben auch einen Weihnachtsbaum!“ Ferner wusste er zu berichten, dass sich ein jüdischer Junge zu Weihnachten einen Chanukkaleuchter wünschte, der dann auch bescheiden-sinnig unter dem Lichterbaum stand.

Diese und zahlreiche weitere Aussagen von Juden, die bis zur NS-Zeit in viele Gesellschaftsbereiche inkludiert lebten, bezeugen eine weitreichende Übernahme der Festtagsbräuche der überwiegend christlichen Mehrheitsgesellschaft². Diese gingen freilich – auch im katholisch geprägten Gebiet des Bistums Trier –, wie im Zitat erwähnt, bereits auf römische und germanische Wintersonnenwendpraktiken zurück. Ihre spezifische ‚verbürgerlichte‘ (und damit zugleich auch immer stärker kommerzialisierte) Ausformung erfuhren sie dann erst im 19. Jahrhundert³.

Anders als hinsichtlich des Brauchtums blieb auf jüdischer Seite der christlich-religiöse Sinn des Festes ausgeklammert. Gleiches gilt auch für die christlichen rituell-liturgischen Aspekte des Weihnachtsfestes. (Diese müssen ebenso wie der theologische Gehalt vom reinen Brauchtum streng unterschieden werden.)

Die (mit Blick auf das Brauchtum) grundlegend verschiedene Einstellung nichtassimilierter, vornehmlich osteuropäischer Juden gegenüber dem christlichen Weihnachtsfest lässt sich schon anschaulich an der Terminologie festmachen: Neben dem jiddischen Begriff *Nitel* (von lat. *Natalis*) wurde auch häufig pejorativ das – ähnlich wie Weihnachten klingende – Wort *Wejnacht* (im Sinne von Wehe-Nacht) verwendet.



Juden bot das meistens zeitnah, am 25. Tag des Monats Kislew, beginnende Chanukkafest mit der ihm inhärenten Bedeutung des Öllampenwunders eine passende Gelegenheit, an die von der Mehrheitsgesellschaft begangenen Lichterfeste in der Advents- und Weihnachtszeit in ihrer jeweiligen zeit- und regionaltypischen Ausformung anzuschließen. Dies dürfte so oder ähnlich auch in unserer Region praktiziert worden sein, wie die Aussage des für einige Zeit bei dem Wittlicher Kaufmann Emil Frank beschäftigten Auszubildenden Walter Löwenstein bezeugt: *Die Feste waren sogar manchmal angepasst an die christlichen Festtage, so erinnere ich mich ganz genau, dass zum Beispiel das Chanukkafest in der Art gefeiert wurde wie das Nikolausfest, wo für uns Kinder ein Schuh ins Fenster gestellt wurde um die Geschenke von unseren Chanukkamännchen zu bekommen.*⁴ Wie Michael Cahn, der Enkel von besagtem Emil Frank, bei seinem Besuch im Emil-Frank-Institut im Mai 2012 berichtete⁵, erklang auch

im Hause des damaligen Vorstehers der Wittlicher Synagogengemeinde zur Weihnachtszeit „O Tannenbaum“!

Ausgehend vom säkularen amerikanischen Judentum lassen sich gegenwärtig Tendenzen zu einer bewussten Angleichung im Brauchtum der beiden Feste beobachten. Dabei werden zwangsläufig gleichzeitig die unterschiedlichen religiösen Bedeutungen nivelliert bzw. ausgeklammert. Auf die Spitze getrieben kommt dies sinnfällig in den Bezeichnungen *Christmukka* und – wie es auch schon vor 1933 bisweilen gebräuchlich war – *Weihnukka* zum Ausdruck. Freilich bleibt diese Entwicklung nicht unwidersprochen von namhaften nicht nur orthodoxen Theologen und Judaisten. Sie sprechen sich entschieden gegen eine Verwässerung der religiösen Unterschiede aus, um die Differenz des Anderen nicht oberflächlich anzugleichen, sondern auszuhalten und im Sinne einer respektvollen – und nicht nur rein indifferenten – Toleranz anzuerkennen⁶.

1 Vgl. DERS., *Jugend an der Isar*, Gütersloh 2001, hier in gekürzter Form zitiert. Im Anschluss an seine Emigration nach Palästina 1935 änderte Fritz Rosenthal seinen Namen in Schalom Ben-Chorin. Später war er einer der Wegbereiter des christlich-jüdischen Dialogs und wirkte auch im Bistum Trier; daher sind auch sechs Monographien von ihm zwischen 1967 und 1975 beim Paulinus-Verlag erschienen; vgl. Karl A. BAUER / Reinhold BOHLEN, *Schalom Ben-Chorin und Trier*, Vortrag gehalten am 12. November 2009 in Trier.

2 Vgl. die Sammlung von Erzählungen in: Hanno LOEWY, „Solls der Chanukkabaum heißen.“ *Chanukka, Weihnachten, Weihnukka*. Jüdische Geschichten vom Fest der Feste, Berlin 2005.

3 Vgl. Miriam GOLDMANN, *Jahreszeitliche Grüße*.

Weihnachtsbräuche zwischen Kosmos und Kommerz, in: *Weihnukka*. Geschichten von Weihnachten und Chanukka, Hg. Cilly KUGELMANN, Berlin 2005, S. 23–29, sowie weitere Beiträge in dem Band.

4 Vgl. seinen Brief an Franz-Josef Schmit vom 21.11.1988, in: Archiv des Emil-Frank-Instituts, Bestand: Arbeitskreis „Jüdische Gemeinde Wittlich“.

5 Vgl. zu seinem Besuch den Bericht auf S. 5–7.

6 Vgl. zur etwas anders gelagerten Thematik „Islam und Weihnachten“ den Artikel von Michael TERNES, *Interreligiöse Differenzen zur Weihnachtsbotschaft. Das Heilige des Anderen nicht verletzen*, in: *Forum für Religionsunterricht und Schulpastoral im Bistum Trier*, Heft 4 (2011), S. 16f.





Der Chanukkaleuchter geht zurück auf das Ölwunder, das seit der talmudischen Zeit das Gedenken an den militärischen Sieg gegen den seleukidischen Diadochenkönig Antiochus IV. überlagert. Nach der Rückeroberung des Tempels durch die Makkabäer fand sich nur ein Behältnis mit Öl, um die Menorah, den siebenarmigen Leuchter, wieder anzuzünden. Jedoch soll das Öl daraufhin acht Tage lang gebrannt haben, bis neues hergestellt worden war. Zur Erinnerung daran wird am acht Tage lang gefeierten Chanukkafest jeden Tag ein neues Licht entzündet, das neunte abnehmbare (Schammes genannt) dient als Anzünder. Der hier abgebildete Chanukkaleuchter ist Bestandteil einer Materialsammlung mit (teilweise nachgebildeten) jüdischen Ritualgegenständen, die zur anschaulichen Präsentation im Unterricht beim Emil-Frank-Institut entliehen werden kann.



Filme erzählen jüdisches Leben

In Zusammenarbeit mit der Katholischen Erwachsenenbildung im Dekanat Wittlich lud das Emil-Frank-Institut im Frühjahr 2011 und 2012 zu insgesamt vier Filmvorführungen in die Stadtbücherei Wittlich ein.

Zwei Filme beleuchteten aus verschiedenen Sichtweisen das Zusammenleben der Religionen, insbesondere kleinerer und hierzulande weniger bekannter religiöser Gruppen im heutigen Israel. „Die Syrische Braut“ spielt in einem Dorf in den Golanhöhen, das mehrheitlich von Drusen bewohnt wird. In dem israelisch-syrischen Konflikt stehen sie buchstäblich zwischen allen Fronten. „Geh und lebe“ handelt von dem schwierigen sozialen und religiösen Integrationsprozess der äthiopisch-jüdischen Einwanderer, welche nicht nur gegen soziale und xenophobe Diskriminierungen, sondern lange Zeit auch um ihre Anerkennung als halachische Juden kämpfen mussten.

Zwei weitere Filme beschäftigten sich mit den aktuellen Problemen verschiedener Milieus innerhalb der israelischen Gesellschaft. „Alles für meinen Vater“ bot Gelegenheit, allgemein auf die vielfältigen Trennlinien (orthodoxe und säkulare, aschkenasische und sephardische Israelis) einzugehen. In „Lemon Tree“ geht es vor allem um den Konflikt zwischen jüdischen Israelis auf der einen und christlichen sowie muslimischen Palästinensern auf der anderen Seite. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Stellung der Frau in dem jeweiligen gesellschaftlichen Teilbereich und auf feministischen binationalen Friedensaktivitäten im israelisch-palästinensischen Konflikt.

Im Anschluss an die Filme gab es jeweils Gelegenheit zu Diskussion und weiterführender Information.

Die Filme sind allesamt in der Biblio- und Mediathek des Emil-Frank-Instituts entleihbar unter den nachfolgend aufgeführten Signaturen.

„Die Syrische Braut“ von Eran Riklis:
„Geh und lebe“ von Radu Mihaileanu:
„Alles für meinen Vater“ von Dror Zahavi
„Lemon Tree“ von Eran Riklis

E. 22.6.2 y 188
E 22.5.8. y 185
E 22.6.2. y 193
E 22.6.2. y 192

Literatur zu den in den Filmen angesprochenen Thematiken finden Sie ebenfalls in der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts.

Die Reihe wird auch in Zukunft fortgesetzt, drei Termine für das Frühjahr 2013 stehen bereits fest: am 5. März, am 16. April und am 14. Mai, jeweils

dienstags um 19.30 Uhr in der Stadtbücherei Wittlich, Schlossstr. 10.



Pilgerreisen „all inclusive“

Von Patrik Trautmann

Die Saarbrücker Historikerin Dr. Sabine Penth (Foto) referierte im Oktober 2011 auf Einladung des Emil-Frank-Instituts, der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Trier und der Bibliophilen Gesellschaft Trier PRO LIBRIS über „Pilgerreisen ‚all inclusive‘: Spätmittelalterliche Wallfahrten ins Heilige Land“.

Im Mittelpunkt des Vortrages im Historischen Lesesaal der Bibliothek des Priesterseminars standen drei ausgewählte Pilgerberichte aus dem 15. Jahrhundert: die Reiserinnerungen des Ulmer Dominikanermönchs Felix Fabri und des Mainzer Dompropsts Bernhard von Breydenbach sowie des Patriziers Konrad Grünemberg. Schon seit der Spätantike, so legte Penth dar, interessierten sich die Christen für die Stätten des Leidens, des Todes und der Auferstehung Jesu im Heiligen Land, insbesondere für Jerusalem, das man als Mittelpunkt und „Nabel der Welt“ betrachtete. Helena, die Mutter Kaiser Konstantins, reiste bereits im 4. Jahrhundert nach Jerusalem und fand der Überlieferung nach dort das Kreuz Christi. Obwohl die muslimischen Mamluken im 15. Jahrhundert das Heilige Land und Jerusalem beherrschten, zogen vor allem adlige und geistliche Wallfahrer aus allen Teilen Europas dorthin. Neugier, Hoffnung auf Steigerung des Ansehens und Abenteuerlust, aber auch echte Frömmigkeit und Bildungseifer waren die Gründe für diese Reisen. Anschaulich beschrieb die Referentin am Beispiel der Quellen die regelrechten „Pauschalangebote“ der Reeder und Kaufleute aus Venedig, die gefährvolle Schiffsreise und das anstrengende „Besichtigungsprogramm“ vor Ort während dieser



Wallfahrten. Ihre Erlebnisse dokumentierten interessanterweise die beiden Geistlichen Felix Fabri und Bernhard von Breydenbach in teilweise reich bebilderten Pilgerberichten. So kennen wir auch heute noch die „Highlights“ dieser Reisen: Vor allem waren die Grabeskirche in Jerusalem und die Geburtskirche in Bethlehem wahre Besuchermagnete. Wie moderne Pauschalurlauber brauchten sich die damaligen Wallfahrer um nichts zu kümmern. Denn (fast) alles – außer Andenken – war einfach „inclusive“: Die Angebote beinhalteten nämlich die gesamten Reisekosten, Zölle, Visum, Trinkgelder, Dolmetscher, Verpflegung, Unterkunft und militärische Reisebegleitung. Besonders mutige Wallfahrer buchten noch

Aus dem
Institut

Regional

Dialog

Judentum

Israel

Gedenken



ein Zusatzangebot, etwa eine Reise zum Sinai auf den Spuren von Mose und der Heiligen Familie. Aber im Gegensatz zu heute konnten sich damals nur vermögende Adlige bzw. höhere Geistliche eine solche Wallfahrt überhaupt leisten oder sie mussten wie Felix

Fabri einen reichen Gönner finden, der die Kosten für sie übernahm. Menschen, die sich eine Pilgerreise nicht leisten konnten, begaben sich mithilfe von Pilgerberichten hingegen auf eine „virtuelle“ Wallfahrt zu heiligen Stätten.

Die Monographie „Die Reise nach Jerusalem: Pilgerfahrten ins Heilige Land“ von Sabine Pentz, erschienen in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt 2010, findet sich in der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts unter der Signatur E. 22.2.6. a 6225

Zum Gedenken an den Beginn der Deportation von Juden aus der Region

Am 17. Oktober 1941 bestiegen 76 Juden aus den ehemaligen Landkreisen Bernkastel und Wittlich gezwungenermaßen einen Zug aus Luxemburg in Richtung Litzmannstadt/Lodz. Etwa 40 weitere Personen aus unserer Region wurden ebenfalls Ende 1941 aus Köln und Düsseldorf nach Lodz deportiert. Anlässlich des 70. Jahrestages dieses Ereignisses schilderte Dr. Marianne Bühler in der Kultur- und Gedenkstätte Synagoge Wittlich das erschütternde Schicksal, das diese Menschen erwartete, in ihrem Vortrag „In den Osten‘ – Die erste Deportation von Juden aus dem heutigen Kreis Bernkastel-Wittlich“. Die langjährige pädagogische Mitarbeiterin des Instituts legte zunächst die Umstände des Transports und der Organisation des Vermögenszugs der Deportierten dar. Bis in das kleinste Detail wurde deren Besitz erfasst, so auch bei zwei Neumagener Jüdinnen:

Vermögenserklärung von Emilie Hirsch und Tochter Klara aus Neumagen:

- zwei Bettstellen, ein Eisenbett, drei Matratzen, sieben Kopfkissen ...
- zwei Sessel, 2 Tische, eine Wanduhr, ein Ofen, 3 Gardinenleisten ...
- kein Speisezimmer, kein Bad ...
- vier Bügeleisen, 80 Gläser Eingewecktes, / Znt. Äpfel, Birnen und Nüsse, Kartoffeln und Johannistraubenwein ...
- eine Konzertzitter, eine Nähmaschine, ein Fotoapparat ...

Aufgrund neuer Quellen aus dem Lodzer Archiv konnte die Referentin nun erstmals auch die Lebens- und Leidenswege einzelner Deportierter im Ghetto nachzeichnen. Dort erwarteten die insgesamt ca. 20.000 aus dem Westen des Reiches verbrachten Juden desolaten Zustände. Enge, Überarbeitung und Hunger waren der ideale Nährboden von Krankheiten, an denen 11 Juden aus unserer Region bereits im ersten halben Jahr star-

ben. Ein Großteil der weiteren wurde dann ab Januar 1942 ins ca. 60 km entfernte Kulmhof weiter deportiert, wo sie allesamt auf grässliche Weise ermordet wurden. Derzeit bereitet Frau Dr. Bühler eine Studie zu diesen und späteren Deportationen von Juden aus den ehemaligen Landkreisen Bernkastel und Wittlich vor, die in den „Schriften des Emil-Frank-Instituts“ publiziert werden wird.

Im Berichtszeitraum gab es noch eine Reihe weiterer Aktivitäten zum Gedenken an das Schicksal der Juden aus der Region, speziell aus den ehemaligen Landkreisen Bernkastel und Wittlich während der nationalsozialistischen Zeit. In Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Jüdische Gemeinde Wittlich“ und dem Kulturamt der Stadt Wittlich wurden v.a. jeweils am 27. Januar („Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“) und am 9. November (Gedenktag an die Novemberpogrome 1938) folgende Veranstaltungen in der Kultur- und Gedenkstätte Synagoge in Wittlich durchgeführt:

27.01.2011: Die Wiederentdeckung eines vergessenen Wittlichers – Vorstellung des Buches „Joseph Feiner – Ein jüdischer Lehrer aus Wittlich. Stationen eines bewegten Lehrerlebens“ von Franz-Josef Schmit

09.11.2011: Gesprächskonzert zum Gedenken an die Novemberpogrome 1938 mit Werken von Ursula Mamlok im Anschluss an die Mahnwache auf dem Marktplatz und die Kranzniederlegung am Mahnmal vor der Synagoge

23.11.2011: Zeitzeugengespräch mit Martin Schmitz – Konzentrationslagerüberlebender aus Traben-Trarbach

27.01.2012: Das Euthanasie-Programm der Nationalsozialisten und dessen Opfer – Vortrag von PD Dr. Georg Lilienthal, Leiter der Gedenkstätte Hadamar

15.10.2012: „Es war ein Stück von seinem Herzen...“. Die Geschichte eines Schrankes – Vorführung des Filmes von Ursula Junk

09.11.2012: Ausgegrenzt und verfehmt. Jüdische Komponisten im Nationalsozialismus – Moderiertes Konzert mit dem Duo „Blome & Lunte“ im Anschluss an die Mahnwache auf dem Marktplatz und die Kranzniederlegung am Mahnmal vor der Synagoge



Ehrung für eine Überlebende: Ursula Mamlok in Wittlich

Von Gerhard W. Kluth

Seit langem ist es in Wittlich Tradition, im Anschluss an die Mahnwache auf dem Marktplatz und die offizielle Kranzniederlegung am Mahnmal vor der Kultur- und Gedenkstätte Synagoge mit einem Konzert in der ehemaligen Synagoge den Novemberpogromen 1938 zu gedenken. Im Jahr 2011 waren am 9. November die von den

Nationalsozialisten verfolgte Komponistin Ursula Mamlok sowie die Musiker Kolja Lessing und Andreas Kersten zu Gast.

Schon viele Male ist der Musiker Kolja Lessing in Wittlich aufgetreten. Immer hatte er etwas in seinem Reisegepäck, das staunen ließ, dem das Prädikat des Außergewöhnlichen anhaftete. In Kooperation mit



Kolja Lessing spricht mit Ursula Mamlok über ihre Erfahrungen und musikalischen Einflüsse.

dem Kulturredirektor der Stadt Wittlich und dem Musikkreis hatte das Emil-Frank-Institut Lessing zusammen mit der Komponistin Ursula Mamlok in die Kultur- und Gedenkstätte Synagoge eingeladen, was den Abend an sich schon zu etwas Besonderem machte.

Mamlok wurde 1923 in Berlin geboren, und im Gegensatz zu ihren Großeltern, die in Auschwitz von den Nationalsozialisten ermordet wurden, gelang ihren Eltern 1939 die Ausreise aus Nazideutschland. Über Ecuador kam sie nach New York und ließ sich dort an der „Mannes School of Music“ ausbilden. Schon die Begegnung mit dieser geistig hellwachen Person, die trotz ihres hohen Alters immer noch komponiert und die 2006 aus den USA nach Berlin heimgekehrt ist, gab dem Abend einen ganz eigenen Reiz.

Hinzu kam die Interpretation ihrer Werke durch Lessing und seinen verlässlichen Partner Andreas Kersten am Klavier. Eingerahmt von der „Serenade für Violine und Klavier, 1943“ verfasst von Jerzy

Fitelberg, und der „Sonate G-Dur, Opus 78“, von Johannes Brahms, standen drei beeindruckende Werke von Mamlok auf dem Programm. Neben „Designs – zwei Stücke für Violine und Klavier“ aus dem Jahre 1962 waren dies „From my Garden“ (1983) und „5 Aphorismen“ (2009) für Violine solo. In der meisterhaften Interpretation von Lessing konnte das Publikum mit Musik Bekanntschaft machen, die es nicht verdient, in irgendwelchen Regalen zu verstauben.

Besonders die Aphorismen erwiesen sich als Miniaturen, die jede für sich einen aussagekräftigen und glänzenden Edelstein zeitgenössischer Musik darstellten. Sie zeigten, dass auch in der Gegenwart noch Musik geschrieben wird, die auf Experimente verzichten kann, ohne beliebig oder gar kopierend zu wirken.

In Wittlich ist es gelungen, der Opfer des Holocaust zu gedenken, indem man einer Überlebenden die Ehre erwies.

Weitere vom Institut präsentierte Konzerte im Berichtszeitraum:

- 12.05.2011: „Klezmer JazzFunk“ mit dem „Duo Doyna“ im Rahmen der „Wittlicher Kulturtag 2011“
- 09.11.2012: „Ausgegrenzt und verfemt. Jüdische Komponisten im Nationalsozialismus“ mit dem Duo „Blome & Lunte“ anlässlich des Gedenktages an den Novemberpogrom 1938

Aus dem
Institut

Regional

Dialog

Judentum

Israel

Gedenken



Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts



Prof. Dr. Reinhold Bohlen
Direktor des Emil-Frank-Instituts
und Ordinarius für Biblische
Einleitung und Biblische
Hilfswissenschaften an der
Theologischen Fakultät Trier



René Richtscheid, M.A.
Geschäftsführer des Emil-Frank-
Instituts und zugleich wissenschaft-
lich-pädagogischer Mitarbeiter



Werner Thiel, Dipl. Theol.
Bibliotheksmitarbeiter



Christian Berger
Bibliotheksmitarbeiter



Mathias Krohs
Technischer Mitarbeiter

Der Förderkreis

Nur eine breite Unterstützung durch **möglichst viele Privatpersonen und Institutionen** bietet eine gute Basis für **die fruchtbare Arbeit** des Instituts. **Deshalb** wurde am 9. November 1997 **der gemeinnützige Förderkreis** des Emil-Frank-Instituts e.V. gegründet.

Ziele

- ideelle,
- materielle und
- finanzielle

Unterstützung des Emil-Frank-Instituts.

Wir halten Kontakt

Als Mitglied des Förderkreises informieren wir Sie regelmäßig über die Arbeit und die Veranstaltungen des Instituts. Zudem erhalten Sie einen zehnpromzentigen Nachlass auf die Schriften des Emil-Frank-Instituts. Mindestens einmal im Jahr findet eine Mitgliederversammlung statt.

Mitgliedschaft

Mitglieder des Förderkreises können natürliche und juristische Personen wie Unternehmen, Organisationen und Institutionen werden. Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt 12,50 € bei Privatpersonen, 25 € bei Unternehmen und Körperschaften.



Beitrittserklärung

Hiermit trete ich dem Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. Wittlich bei

Name: _____

Vorname: _____

Straße/Hausnummer _____

PLZ/Wohnort _____

Ich ermächtige den Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. bis auf Widerruf zum Einzug des Jahresmitgliedsbeitrages von Euro 12,50 (zzgl. einer Spende von Euro) und zwar erstmal für das Jahr von meinem Konto

Kontonummer _____ bei _____

BLZ _____

Ort, Datum _____

Unterschrift _____



Emil-Frank-Institut

Schlossstraße 10, D-54516 Wittlich

Tel: 0 65 71 - 26 01 24, Fax: 26 01 25

E-Mail: mail@emil-frank-institut.de

<http://www.emil-frank-institut.de>

Öffnungszeiten Büro: Di bis Do 9–12 und 14–17 Uhr

Fr 9–12 Uhr

Öffnungszeiten Bibliothek: Di 11–19 Uhr

Mi und Do 11–17 Uhr

Fr 9–17 Uhr

Sa 9–14 Uhr